31761 07359456 9

Goethe

Ein Profil

von

Fredrik Paasche

Verlagsanstalt
Greiner & Pfeiffer
Stuttgart

PT
2054
P3

66-1
C259
SH

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/goetheeinprofila00paas

Herrn Professor Erich von Kahler
ein kleiner, verspäteter Gruß
zum sechzigsten Geburtstag
von der
Mitherausgeberin

Goethe

Ein Profil

Von Fredrik Paasche

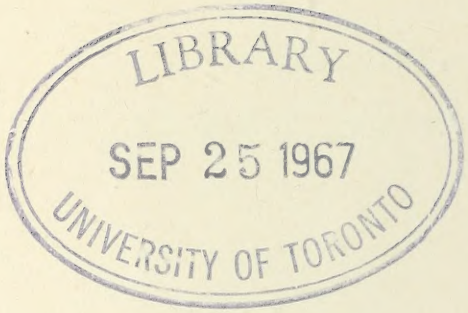
—

Aus dem Norwegischen
Mit einem Vorwort von Friedrich Lienhard

Stuttgart 1922

Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

PT
2054
P3



Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Vorwort

Dieses Buch werte man als den freundlichen Gruß eines neutralen Ausländers an den deutschen Genius, der sich in Goethe verkörpert hat! Es ist ein Gruß aus einem Lande, das uns während des Weltkriegs nicht günstig gesinnt war. Um so schwerer wiegt die Tatsache, daß ein selbständiger Kopf wie Prof. Fredrik Paasche von der Universität Christiania in bewußtem Gegensatz zu jener Zeitstimmung dieses edle Bekenntnis zu Goethe an die Öffentlichkeit gibt.

Als ich die ersten Seiten gelesen hatte, war ich erfreut über den ebenso anmutigen wie aussichtsreichen Gesichtspunkt, von dem der Verfasser ausgeht. Es ist Goethes „guter Blick", der ihn vor allem fesselt. Und damit hat er in der Tat die wesentliche Grundkraft unseres ganz auf das Auge eingestellten Dichters bezeichnet. Und zwar so, daß er nachweist, wie diese Schaukraft von wachsender Seelenreife und Charakterbildung begleitet ist.

Dem Goethe-Philologen könnte bei flüchtigem Lesen vielleicht der Eindruck erstehen, daß dieser norwegische Verehrer unseres Meisters nichts wesentlich Neues zu offenbaren habe. In Wahrheit aber wird auch der deutsche Goethefreund zwischen den bekannten Tatsachen oft eine eigenartige Betrachtungsweise feststellen können. Man fühlt sich von diesen vier Kapiteln wahrhaft belebt und bereichert. Mir persönlich, und ich denke, mit mir allen ernsten Zeitgenossen, ist auch der Aufbau dieses Werkchens, das im Religiösen und Kosmischen gipfelt, noch ganz besonders wohltuend.

So begreift es sich, daß eine schwedische Verehrerin Goethes, Frau Generalin Munck von Fulkila, auf das Buch aufmerksam wurde und den Entschluß faßte, mit Hilfe einer deutschen Freundin, Baronin Loë, die feingestimmte Arbeit aus dem Norwegischen in Goethes Sprache zu übersetzen.

Ich habe meinerseits absichtlich vermieden, gelegentlich abweichende Auffassungen oder sprachliche Kleinigkeiten etwa durch Anmerkungen festzustellen. Man lasse das Ganze unbefangen und möglichst in einem Zuge auf sich wirken! Und man wird von dieser liebevollen Betrachtung eines norwegischen Freundes deutscher Kultur Gewinn haben.

Weimar, Herbst 1921.

Friedrich Lienhard

1. Kapitel / Sonnenaufgang

In einer norwegischen Zeitung vom 22. August 1918 konnte man folgende, von einem Berichterstatter in Chicago eingesandte Zeilen lesen: „Aber wenn einmal dieser Krieg vorbei ist, was wird dann das Ergebnis betreffs Deutschland werden? Da kommt der Krieg nach dem Kriege. Soweit sind wir schon gekommen, daß die deutsche Sprache als Lehrfach in den Schulen abgeschafft ist. Sogar fand man hier in Chicago eines Morgens ein Standbild von Goethe von der patriotischen Jugend gelb übermalt."

Die patriotische Jugend in Chicago ist ja in ihrem guten Recht. Goethe war kein „Patriot", wenigstens nicht in der modernen Auslegung dieses Wortes. Die Geistesstimme, welcher er sein ganzes Leben gelauscht hatte, klingt über alle Landesgrenzen und überspringt alle äußeren Machtgebote dieser Welt. Kein Krieg konnte ihn jemals für diese Stimme unempfindlich machen. Und keines Landes patriotische Jugend und keine Kriegsübermalung, in der Neuen oder in der Alten Welt, kann jemals den Glanz seiner Erscheinung verdunkeln.

Goethe selbst hat der patriotischen Jugend Antwort gegeben. Er sagt: „Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine, freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden." Und denen, die auf eine stolze Absonderung halten, ruft er zu: „Laßt uns doch vielseitig sein! Märkische Rübchen schmecken gut, am besten gemischt mit Kastanien, und diese beiden edlen Früchte wachsen weit auseinander." Er hat auch ein kleines Wort über die Sprachen. Er sagt: „Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen."

Was ist es nun, was im Innersten Goethes kosmopolitische Anschauungsweise bestimmt? Beruht sie bei ihm auf kaltem Vernunftschluß? Auf der Toleranz des gebildeten Mannes? Sie ist fester begründet, sie hängt aufs engste mit seinem ganzen Wesen zusammen. Toleranz ist für Goethe nur ein Schritt auf dem Weg. Er meint: „Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein; sie muß zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen. Die wahre Liberalität ist Anerkennung."

Wenn man einem Genie von Goethes Ausmaß gegenübersteht, ist es vorteilhaft, einen Gesichtspunkt zu haben, auf den man immer wieder zurückkommen kann. Man befindet sich wie in einer großen Landschaft, wo vieles im Schatten liegt. Da ist es gut, einen Scheinwerfer zu besitzen, der Klarheit geben kann. Ich erhalte ihn, wenn ich zwei Aussprüche von ihm zusammenstelle. Der eine lautet: „Das erste und letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe." Der andere lautet: „Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß."

Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß. Dies ist eine überraschende Erklärung. Wenn jemand plötzlich die Frage an uns richtete, was Wahrheitsliebe ist, würden die meisten von uns wahrscheinlich eine andere, beinahe entgegengesetzte Deutung geben. Es liegt ja nahe, zu antworten: „Wahrheitsliebe? Die zeigt sich darin, daß wir den Mut haben, das Schlechte bei seinem rechten Namen zu nennen. Die Ausdrucksweise der Wahrheitsliebe ist die furchtlose Kritik."

Aber Goethe sagt: „Die Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß." Und diese Deutung kann man, wo es auch sei, in seiner Dichtung und auf die Führung seines Lebens anwenden. Man wird sehen, daß sie paßt, daß sie ihn erklärt, daß sie einen Schlüssel zu seinem Wesen gibt. Diese Deutung ist es, die es möglich macht, daß er in einem Zeitalter des wildesten Patriotismus mit ungetrübtem Blick auf die Feinde Deutschlands und auf Deutschland selbst sehen kann. Überall sucht er das Gute, schätzt er das Gute. Und ausgerüstet mit dieser Art Wahrheitsliebe, erhält er das schöne Gleichgewicht des Geistes, die erhabene Harmonie, die zu jeder Zeit alle seine Fähigkeiten zusammenhält, — wird er ein Mensch, der mit Zuversicht alles entgegennimmt, was das Leben bietet, es sei Leid oder Freude, ein Mensch, der nie ermüdet und der immer aus jeder gegebenen Lage das Beste macht.

Im zweiten Teil des Faust begegnen wir Lynkeus, dem Turmwächter, dessen Aufgabe es gewesen ist, die Augen im Leben offen zu halten. Er steht in dunkler Nacht auf dem Turm und singt von dem Schönen, das er gesehen hat:

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich seh' in der Näh'
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.

So sah ich in allen
Die ewige Zier
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!

Dies ist Goethes Gesang. Er sieht auf das Leben zurück und bekennt sich dazu: Ihr glücklichen Augen!...

Goethe verficht den Wert des Menschlichen auch dem Absoluten, dem Göttlichen gegenüber. Er sagt: „Es wäre nicht der Mühe wert, siebzig Jahre alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Torheit wäre vor Gott. Ich bedauere die Menschen, welche von der Vergänglichkeit der Dinge viel Wesens machen und sich in Betrachtung irdischer Nichtigkeit verlieren. Sind wir ja eben deshalb da, um das Vergängliche unvergänglich zu machen; das kann ja nur dadurch geschehen, wenn man beides zu schätzen weiß."

Wieder ist es Goethes Wahrheitsliebe, die hier zu Worte kommt. Er ist zu weise, um ein Schwarzseher zu sein.

Menschen, die ihre Mitmenschen verachten, gibt es viele; seltener sind die, welche ihre Mitmenschen lieben. Goethe gehört zu diesen. Und er glaubt an die Berechtigung seines Gefühls. Er weiß: ein Feind kann nicht helfen, aber ein Freund kann es. Er erwählt es, Freund zu sein mit dem Liebenswerten bei einem jeden, er will ein offenes Tor sein und nicht ein geschlossenes.

Wir lieben das Schöne, wir wohnen gern in schönen Zimmern und umgeben uns gern mit schönen Sachen. Aber Goethe geht weiter; er liebt es, in jedem Wesen das Schöne zu sehen und zu schätzen und es bei einem jeden hervorzurufen.

Um einen treffenden Ausdruck zu gebrauchen (den ich — in anderer Verbindung — dem Dr. Just. Bing verdanke): Unter denkenden Menschen gibt es zwei Arten; diejenigen, welche die Dinge mit ihrer Kritik und diejenigen, welche sie mit ihrer Sympathie aufsuchen. Goethe gehört entschieden den letzteren an. Sein Genie ist Wahrheitsliebe, und Mitempfinden ist die Form seiner Wahrheitsliebe. Dies erklärt auch, daß er niemals ein politischer Aufrührer, niemals ein theoretischer Revolutionär wird. Er glaubt, daß das Wachsen des Guten das Schlechte ersticken wird, und ist damit beschäftigt, das Gute zu finden und zu schätzen.

Menschen, die viel Kritik haben und wenig Mitgefühl zeigen, fühlen sich oft als Herren des Daseins. Aber sie verlieren im Kampf; es geht nicht

mit der Kritik allein. Das Mitempfinden ist eine größere Macht, denn es bedeutet Erweiterung. Es ist nicht egozentrisch, und doch (oder vielleicht gerade deshalb) bedeutet es eine Erweiterung des Ichs. Bei Goethe führte es zu den größten und bedeutendsten Eroberungen. —

Nehmen wir seine tiefste Dichtung, nehmen wir den „Faust"! Wer war Faust? Nach Auffassung der Geschichte, der Sage und des Volksschauspieles ein Verdammter, ein Erzsünder, und eine sichere Beute des Teufels. Zwei Jahrhunderte hatten ihn so aufgefaßt, als Goethe ihm begegnete. Generationen hatten mit Freude die Rache ihn ergreifen und Satan ihn fortschleppen gesehen. Da kam Goethe und rettete ihn. Faust wollte übermenschliche Erkenntnis, übermenschliche Macht erreichen, erzählt die Legende; er verfiel in die furchtbare Hochmutssünde, die Ursünde, Luzifers und unserer ersten Väter Sünde; er wollte Gott gleich sein! Aber gerade in Fausts Sünde, in seinem „dunklen Drange", die menschlichen Schranken niederzureißen, sah Goethe einen Funken der Gottähnlichkeit; „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen", singen die Engel, die Fausts Seele emporgetragen haben; „die Liebe von oben" hat an ihm teilgenommen, heißt es. Es gibt offenbar nur eine Sünde, welche die Liebe von oben nicht überwinden kann: die Sünde der Verzweiflung und des Verleugnens — die Sünde, nicht das Gute finden und schätzen zu können. Beachten wir, wie Goethe den Teufel, den Mephistopheles der Legende, charakterisiert! Er ist „der Geist, der stets verneint". Mephistopheles hat die verneinende Auffassung der Menschen; er sieht nur, wie sie „einander quälen". Die Menschen sind, wie sie immer waren; sie brauchen ihre Vernunft nur, um „tierischer als jedes Tier zu sein". Engel steigen vom Himmel nieder, singende Engel, die Rosen auf die Erde streuen. Aber Mephistopheles ahnt den Himmel nicht in ihnen; die Liebe erreicht nur die, die selbst lieben können. Mephistopheles ist der Gegensatz von Goethes Wahrheitsliebe. Und hier hat Goethe seine Auffassung bis in die äußerste Konsequenz gezogen; es ist etwas Teuflisches darin, das Gute nicht finden und schätzen zu können. Die Lüge ist vom Teufel.

Aber wenn er auch der Teufel selbst wäre, er gelangt zu seinem Rechte. Stellt man die Verneinung in den Zusammenhang der Lebensverhältnisse hinein, so ist auch daran etwas Gutes. Die Verneinung ist die Schwierigkeit, die überwunden werden muß, ein Reizmittel des Lebens für die Wahrheitsliebenden, ein stärkender, antreibender, anfeuernder Trunk. Wie charakterisiert Mephistopheles sich selbst? Er ist

Ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will
Und stets das Gute schafft.

Mit einer solchen Lebensauffassung kann Goethe einen so merkwürdigen Vers formen wie diesen:

Laß doch die Sorge sein!
Das gibt sich alles schon,
Und fällt der Himmel ein,
Kommt doch eine Lerche davon.

Wohl sagt man vielleicht, Goethe lebte ein glückliches Leben; aber hatte er dieses Gleichgewicht der Gefühle auch dem Tode gegenüber? Blieb er von Tod und Teufel unangefochten — wie der Ritter auf Albrecht Dürers berühmtem Bilde?

Unzweifelhaft kann es aussehen, als ob er den Tod gefürchtet, jedenfalls, als ob er ihn gehaßt hätte. Er liebte das Leben so sehr — Form, Farbe, Wachstum, Heiterkeit —, daß er alles haßte, was an Vernichtung und Verwesung erinnerte. Es war ihm ein Leiden, bei einem Begräbnis anwesend zu sein. Und er wurde krank, seine gesunden Nerven wurden gereizt, als er eines Tages in Schillers Arbeitszimmer plötzlich den durchdringenden Geruch welkender Früchte spürte, den Schiller — selbst hinwelkend — bei seiner Arbeit einzuatmen liebte. Das Hinscheiden seiner geliebten Mutter hat er in seinen Tagebüchern mit keinem Wort erwähnt. Und niemals wollte er jemand von seinen Lieben als Leichnam sehen.

Und doch, er hat seine Scheu vor Tod und Verwesung überwunden. Es genügt, das wunderbare Gedicht zu lesen, welches der Siebenundsiebzigjährige schrieb, nachdem Schillers Gebeine zusammen mit vielen anderen aus der Gruft aufgenommen und endlich festgestellt waren. Goethe überwand sich selbst bei der Betrachtung von Schillers Schädel. Alles Grauen war verschwunden, als er die edle Form dieses genialen Hauptes wiedersah und die Gottesspur darin erkannte.

Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!

Und es erschien ihm als eines seiner größten Erlebnisse, daß er in diesem Augenblick, wo er der körperlichen Vergänglichkeit gegenüberstand, doch die Unsterblichkeit des Geistes empfand:

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geist-Erzeugte fest bewahre!

Selbst der Tod verschmilzt in der großen Harmonie. Gott-Natur läßt das Konkrete sich in Geist auflösen, um es als ewige Realität zu bewahren.

Man kann einwenden, daß es Dinge gibt, die schlimmer sind als der Tod. Hat Goethe niemals in die menschliche Erbärmlichkeit herabgesehen?

Selbstverständlich ist er ihr begegnet, selbstverständlich hat sie ihn empören können. Es gab Menschen, welche er nicht lieben konnte. Aber er hat sich vor Schwarzseherei gehütet. Er war zu weise, um zu klagen. Er begegnet dem Niederträchtigen mit „Wanderers Gemütsruhe“:

Wandrer! Gegen solche Not
Wolltest du dich sträuben?
Wirbelwind und trocknen Kot,
Laß sie drehn und stäuben!

Wenn Goethe auch hier und da an einem einzelnen Menschen verzweifelt, so verzweifelt er doch niemals an der Menschheit. Und es hätte viel dazu gehören müssen, um ihn das Gute an Einzelnen vergessen zu machen. Welcher Dichter hat mit größerer Milde, mit tieferem Mitgefühl, mit bereitwilligerer Nachsicht den verkommenen, den fehlenden, den verlorenen Sohn geschildert? Er hat sich in Verwandtschaft mit ihnen gefühlt. An keinem Punkt hat er sich außerhalb des Menschlichen gefühlt und Gott gedankt, daß er nicht so war wie jener Sünder. Auch Mephistopheles' Sünde hätte ihn umstricken können. Wie hätte er sie sonst so verstehen und mit Wucht treffen können! Mit nie versagender Ehrlichkeit sagt er in seinem hohen Alter:

„Ich sehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte.“

In den Fehlenden sah er Brüder und Schwestern.

„Ich sehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch selbst begangen hätte.“ Er hatte ja sein harmonisches Gleichgewicht nicht ohne Einbuße erhalten. Er hatte sie erkauft im Kampf mit sich selbst. Er konnte mitreden über den Aufruhr der Leidenschaften.

Goethes Jugend fiel in die Zeit der größten Gefühle, in die „Sturm- und Drangzeit“ des deutschen Geisteslebens. Er selbst stand jahrelang in Sturm und Drang; und wie man auch diese Benennung charakterisieren möchte, das Wort Harmonie wird man nie dazu wählen.

Die Sturm- und Drangbewegung im deutschen Geistesleben begann im Jahre 1770. Ihren Namen erhielt sie nach einem Schauspiel des jungen Dichters Max Klinger, der Goethes Freund und auch ein Frankfurter Kind war. Klinger hatte nicht selbst den Titel für sein Drama erfunden; er hat es anfänglich den Wirrwarr benannt. Aber ein herumreisender Verkünder von Rousseaus Naturevangelium, Christoph Kaufmann, der seinen Herrn und Meister Jean Jacques sehr ernst zu nehmen schien — er war Vegetarianer, ließ Haar und Bart wild wachsen und ging in möglichst spärlicher Kleidung herum —, schlug „Sturm und Drang“ vor. Es ist eine Frage, ob nicht der Wirrwarr ein noch besserer Name, ebensowohl für Klingers Schauspiel wie für die Bewegung, die diesen Namen hervorgerufen hatte, gewesen wäre. Aber der Name

„Sturm und Drang“ hat den Vorteil, daß er den innersten Gehalt der Bewegung bloßlegt — den Aufruhr in den Gemütern.

Die Sturm- und Drang-Welle ist der bewußte Widerstand der deutschen Jugend gegen das Rokoko. Man hatte so lange das eigene Ich unter einer allgemein angenommenen Form erstickt, nun befreite sich das Ich von dieser Form, trat sie freudigen Mutes unter die Füße. Man hatte so lange seine wahren Züge hinter Schminke und Puder versteckt; nun galt es das eigene mehr oder weniger schöne Antlitz offen zu zeigen. Man hatte so lange Artigkeiten gesagt, nun erging man sich in Unartigkeiten. Man hatte so lange im Namen des guten Tones einen Damm vor die großen Gefühle aufgebaut; nun ließ man sie in allen möglichen Tonarten ausrasen.

Hinter der Bewegung standen zwei genial ausgerüstete Schriftstellerpersönlichkeiten: Rousseau und Herder. Sie hatten ein gemeinsames Schlagwort: Natur! Aber sie wenden es in verschiedener Weise an. Rousseau stellt „die Natur“ auf im Gegensatz zum Rokokostaat, zum Adelsstaat, zur unnatürlichen Gemeinschaft der Unfreiheit und Ungleichheit. Er hat ein Schema für eine Idealgemeinschaft, für einen Naturbund, einen Bruderbund, als Gegensatz zur staatlichen Gesellschaft. Herder individualisiert stärker; er spricht weniger über den Staat als über das Volk. Für ihn hat jede einzelne Nation ihre ureigenste Natur, die sie verwirklichen soll. Geschichte ist für ihn die Geschichte der Völker. In seinem wuchtigen Pathos ist der Nationalismus des 19. Jahrhunderts begründet — jedenfalls das Gute darin. Das Gute: denn Herder war ja doch Weltbürger bei aller Vaterlandsliebe. Der Grundsatz: „Right or wrong — my country“, hätte keinen Anklang bei ihm gefunden, auch in keiner Falte seines Herzens.

Herder überträgt seine nationalen und persönlichen Anschauungen auf das geistige Leben. Die Dichtung soll ihre Wurzel in der vaterländischen Natur und in des Dichters Gemüt haben. Dieser Gesichtspunkt war teilweise schon durch Lessing vorbereitet; die Verherrlichung Shakespeares fängt schon bei ihm an. Aber Lessing ist noch geblendet vom Glanze der Antike. Wenn er z. B. die Grenzen zwischen Dichtung und bildender Kunst untersucht, dient ihm die Auffassung der Antike als Beweis für das Richtige, sind die Beispiele „der Alten“ für ihn Gesetz. Und er gibt sich Mühe, zu beweisen, daß die Schauspiele Shakespeares sich überall mit den Gesetzen decken, die Aristoteles für eine dramatische Dichtung aufgestellt hatte. Er nimmt die Antike mit in die Betrachtung. Er wagt es nicht, sich mit seinem Helden ganz abzusondern; erst Herder tut dieses.

Seit der Renaissance hatte Generation nach Generation die Kunst auf folgende Weise erklärt: Kunst ist Nachbildung der Natur, der Umgebungen des Künstlers. Diese Theorie hatte den Weg für das beschrei-

bende Gedicht gebahnt, das wir z. B. von Ewald von Kleists „Frühling“ kennen. Selbst Lessing hatte diese Formel angenommen — sie war ja die der Antike —, er hatte nur gefordert, daß Dichtung und bildende Kunst sie in verschiedener Weise anwenden sollten. Aber Herder nennt diese herrschende Theorie „une belle phrase“. Er verlegt den Schwerpunkt von der objektiven Natur, von der Umgebung, zu der subjektiven, dem Künstler selbst. Für Herder ist die Kunst die Rückwirkung der Natur auf die Nerven des Künstlers, eine Entfaltung der Phantasie des inspirierten Künstlers. Er übersieht nicht die Umgebung; sie ist noch der Stoff, aus dem unsere Träume geschaffen werden; von der Natur geht die Inspiration aus. Erst die Romantik kann den vollen Schritt machen und die Umgebung aufheben. Kants Philosophie, die verneint, daß wir bis zu dem „Ding an sich“ dringen können, liegt zwischen Herder und der Romantik. Sie macht es den Romantikern möglich, sich außerhalb der Wirklichkeit zu stellen. Die Nachbildung der Natur endet damit, eine Nachbildung des eigenen Ichs zu werden.

Rousseau und Herder entfesseln einen Sturm in den Reihen der deutschen Jugend. Wie auf ein gegebenes Signal tritt eine Schar junger Dichter hervor, berauscht von den Ideen der neuen Zeit. Rousseau steht hinter der politisch-sozialen Strömung der Naturschwärmerei, Herder steht hinter der nationalen und Persönlichkeits-Vergötterung.

Die Literatur klingt plötzlich vom Haß gegen die Tyrannen wider. Friedrich Leopold Stolberg sieht Wellen, gefärbt von

Der Tyrannen Rosse Blut,
Der Tyrannen Knechte Blut,
Der Tyrannen Blut!
Der Tyrannen Blut!

Christian Schubart, der in dem Württemberg des Herzogs Karl Eugen blutige Erfahrungen der Willkür des Rokokostaates geerntet hatte, verurteilt diesen zum Tode in seinem Gedicht „Die Gruft der Fürsten“. Und in der gefährlichen Nähe desselben Karl Eugen schleudert Friedrich Schiller den Tyrannen sein erstes Drama „Die Räuber“ ins Angesicht: — in tyrannos, wie es kurz und gut auf dem Titelblatt unter dem zornigen Löwen zu lesen stand. In Schauspielen, die vor Leidenschaft ganz atemlos sind, gehen der Deutschbalte Michael Jakob Reinhold Lenz und das Straßburger Kind Heinrich Leopold Wagner zum Angriff gegen die Vorurteile der hochvornehmen Herrschaften, des Offiziersstandes, der Soldatenroheit, gegen veraltete Gesetze und erstickende Formen vor — zur Verteidigung der Gleichheit, des Bürgertums, des natürlichen Rechts, des gesunden Verstandes.

In Göttingen, welches in späterer Zeit, dank Heine, durch seine Professoren und Würste berühmt wurde, lebte damals eine ganze kleine

Kolonie von Dichtern, welche die mehr lyrische Seite der Bewegung pflegten, welche wahre Kriegstänze um mondbeschienene deutsche Eichen aufführten, welche, buchstäblich gesprochen, einen Thron für den „Barden" der Gefühle, Klopstock, errichteten und in allen edlen Gefühlen der Freundschaft und der Liebe schwelgten. Über sie zu spotten, ist übrigens eine billige Freude. Es war eine Zeit des heißen und unverhüllten, aber doch entschieden echten Gefühles, mit vielen und offen vergossenen, aber ungekünstelten Tränen, mit der Ergriffenheit des ersten Erlebnisses. Und eine Ehre kann dieser Zeit nicht genommen werden. Sie lehrte die Menschen, für ihre Stimmungen einzustehen, sie brachte das „lang vergessene Menschenherz" in Erinnerung, indem ihre Männer nach dem Grundsatz lebten und schufen: „Möchten meine Worte sein wie meine Gedanken und meine Taten wie meine Worte" (Lavater). Diese Ehrlichkeit der jungen deutschen Dichter drang tief in die Seele der deutschen Sprache hinein. Die Sprache offenbarte eine Kraft, die von Pedanterie und „Zierlichkeit" lange mit Erfolg verschüttet gewesen war. Bei Lessing war jede Spur von Pedanterie bereits verschwunden und die Zierlichkeit war glänzende Geschmeidigkeit geworden — gefährlich selbst für die am schwersten Bewaffneten seiner Gegner. Bei Herder und bei den „Stürmern und Drängern" ist der Stil zum Siedepunkt gebracht; er löst sich auf; der Ausbruch, der Stoß ist seine Form. Und in dem Ausbruch kommen Sprachschattierungen hervor, welche die Literatur bis dahin unterdrückt hatte. Worte und Ausdrücke von Markt und Gasse, von Wirtshaus und Schenkstube, derber Scherz und ungezähmter Trotz. Die Sprache erhebt sich in ihrer Gewalt. —

In diese erwartungsvolle Zeit der Neugeburt, in diesen Kreis von „Stürmern und Drängern" tritt der junge Goethe ein. Der Patriziersohn aus Frankfurt, der Sohn eines grundehrlichen, aber grämlichen Vaters, der sogar seine Ausgabebücher in Latein führte, tritt hervor und spricht das unverfälschteste Deutsch, das seit Luthers Zeit im Lande gehört worden war, eine überströmend dreiste und gefühlvolle Sprache — in doppeltem Sinne seine Muttersprache. Denn Frau Katharina Elisabeth Goethe hatte sich nie mit Latein abgemüht:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.

Goethe war ein frühentwickeltes Kind und fühlte frühzeitig den Wert seiner eigenen Persönlichkeit. Seine Mutter hat der Bettina Brentano erzählt, daß der siebenjährige Knabe bereits erklärte: „Mit dem, was anderen Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden." Dies ist vielleicht kein ungewöhnliches Gefühl bei Kindern, aber ungewöhnlich ist, daß es

sich ein ganzes langes Leben so treu erhält, wie dies bei Goethe der Fall war.

Seine Mutter nährte seine Einbildungskraft mit Märchen; aber er war kein leichter Zuhörer; er unterbrach fortwährend den Gang der Erzählung und endete sie auf eigene Hand. Der Dichter in ihm war schon im Werden; bald brachte er Verse und dramatische Entwürfe aufs Papier. Die welthistorischen Ereignisse der damaligen Zeit drückten dem Gedankengang des Kindes ihr Gepräge auf. Im Siebenjährigen Kriege nahm der Knabe Partei für Friedrich II., weil seine Persönlichkeit ihn fesselte: „Und so war ich denn auch preußisch oder, um richtiger zu reden, fritzisch gesinnt, denn was ging uns Preußen an?“ Sechs Jahre alt, wurde er auf dem schwierigsten Gebiet zum Nachdenken genötigt. Lissabon wurde von einem Erdbeben zerstört, bei dem mehr als 30 000 Menschen umkamen. Dieses Ereignis erweckte Zweifel in vielen Gemütern, Zweifel an einer weisen Weltordnung, an der in jenem Jahrhundert geläufigen Theorie, daß wir „in der besten aller Welten“ lebten, Zweifel an dem Gott des ersten Gebotes. Der Knabe löste für seinen Teil dieses Problem mit Hilfe der Gewißheit: „Gott wird wohl wissen, daß der unsterblichen Seele durch böses Schicksal kein Schaden geschehen kann.“ Es war gewiß keine außergewöhnliche Lösung. Das Eigentümliche ist nur, daß ein Kind von sechs Jahren sich mit einem solchen Problem so eingehend beschäftigt.

Der Knabe war mit Vorliebe mit Erwachsenen zusammen, besonders mit Künstlern — wahrscheinlich von dem Einsamkeitsgefühl getrieben, das seiner Begabung anhaftete und das höherstehende Menschen am leichtesten bei ihm aufheben konnten. Im Übergangsalter suchte er eine Gesellschaft, die tief unter ihm stand, hier begegnete er unter anderen dem Gretchen, dessen Namen er im „Faust“ unsterblich machen sollte. Teilweise war es schlechte Gesellschaft; der Umgang, den er wählte, nährte seine Freude an dem Spannenden, dem Ungewöhnlichen, aber führte ihn zum Schluß zu einem quälenden Konflikt. In dem zurückschauenden Werke: „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit“ spricht er weise Worte über die Schwierigkeiten des Übergangsalters. Aber da er selbst mitten darin stand, in dem Frühlingserwachen, in dem wogenden Brausen seines Blutes, hat er selbstverständlich der Übersicht ermangelt, hat er sich oft unsicher und unglücklich gefühlt. „Ich hatte oft halbe Nächte durch mich mit dem größten Ungestüm diesen Schmerzen überlassen, so daß es durch Tränen und Schmerzen dahin kam, daß ich kaum mehr schlingen konnte.“ Er war ein frühentwickeltes Kind, aber vor allem ein gesundes Kind. In den Briefen jener Zeit — in den ältesten, die wir von ihm besitzen — bemerken wir eine sozusagen horchende Selbstbeobachtung, die für sein Alter und seine Fähigkeiten natürlich war. Wenn

ein Herr, der selbst nicht viel älter als er war, über den fünfzehnjährigen Goethe schreibt: „Er hat mehr ein gutes Plapperwerk als Gründlichkeit“ — so ist dies nach unserer Ansicht nur ein Kompliment für Goethes natürliche Jugendlichkeit.

Er beobachtet sich selbst und schreibt (1764): „Einer meiner Hauptmängel ist, daß ich etwas heftig bin.“ Das scheint ein milder Ausdruck gewesen zu sein. Die Briefe aus der Studentenzeit in Leipzig (1765 bis 1768) erzählen von einem Gemüt in Aufruhr. Nicht einen einzigen Tag ist der Horizont ruhig klar. Bald steht eine blendende Sonne hoch am Himmel, bald verschwindet sie hinter bedrückend schweren, dunklen Wolken. Es ist der echteste jugendliche Stimmungswechsel, der von der geringsten Kleinigkeit abhängig ist. Wahrscheinlich ist aber bei Goethe dieser Stimmungswechsel viel schroffer gewesen als bei anderen Menschen: „Meine Natur, von hinreichenden Kräften der Jugend unterstützt, schwankte zwischen Extremen von ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen.“ Er ist immer auf hoher See.

In Straßburg setzt es sich fort (1770—1771). Dies erweckt für ihn Interesse — neugieriges Wohlwollen oder neugierigen Ärger, je nach der Natur des Betreffenden. Schon sein Äußeres ruft die Aufmerksamkeit hervor, die dunklen, leuchtenden Augen, die beweglichen Lippen, das bleiche, offene Gesicht. Er ist ein auffallender Kamerad im Kreise, er kann plötzlich anfangen, um die Tische herumzutanzen, er kann „in hoher Verzückung“, prophetische Worte aussprechend, seine Freunde dahin bringen, zu fürchten, er „würde überschnappen“. Herr Professor Ströber glaubt, daß er „einen Sparren zu viel oder zu wenig in seinem Obergebäude hat“. Mit Schrecken spricht Herr Ströber von der juristischen Abhandlung, mit der Goethe seine Studien abschloß; sie gutheißen und sie drucken zu lassen, hieße so viel, als sämtlichen Professoren der Universität ihr Abschiedsurteil zu sichern!

In Straßburg wird Goethes Unmittelbarkeit zugleich bewußte Theorie. Er gewinnt eine Lebensanschauung. Das Schicksal führt sogar Herder in seinen Weg, und die Schlagwörter der neuen Zeit: Natur, Persönlichkeit, finden mächtigen Widerklang in seiner Seele.

Als Genesender war Goethe nach Straßburg gekommen. Im Dezember 1768 war er — nach schwerem Blutsturz — dem Tode nahe gewesen. Damals, in einer Stunde der tiefsten Trauer, hatte seine Mutter zur Bibel wie zu einem Orakel gegriffen, und sie hatte Trost in den ersten Worten gefunden, auf die ihre Augen gefallen waren: „Du sollst wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samarias.“ Ihr Kind erholte sich, und seine Augen wurden noch mehr lichtdurstig als früher, sein Sinn erhabener. Jeder, der selbst eine Genesung durchgemacht hat, weiß, daß sie ein neues, erstes Erleben der Dinge,

einen Schaffensakt in und um uns bedeutet. In Eroberersstimmung kam Goethe nach Straßburg; es war, als ob neues Land vor ihm lag und auf ihn wartete. In „hoher Verzückung“ zitiert er im ersten Briefe, den er nach Hause sendet: „Mache den Raum deiner Hütten weit und breite aus die Teppiche deiner Wohnung, spare sein nicht! Dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest, denn du wirst ausbrechen zur Rechten und zur Linken.“ (Jesajas 54, 2—3.)

Sein erster Gang gilt dem Münster. Mitten in einer Zeit, die in allem Dunkelheit und Barbarentum sieht, was dem Mittelalter angehört, wird er von der himmelsuchenden Phantasie des Straßburger Domes ergriffen. Im Dämmerschein sieht er „die unzähligen Teile zu ganzen Massen schmelzen“, im Morgenschein sieht er diese Massen sich auflösen und die Einzelheiten Leben gewinnen wie durch eine Neuschöpfung. „Alles Gestalt und alles zweckend zum Ganzen — durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit!“ In den „tausend Öffnungen“ zwitschern die Vögel des Morgens, und begeistert streckt er seine Arme aus, Form und Klang entgegen.

Er geht weiter auf der Spur des Genies, er sucht Homer, Shakespeare, Ossian. Und plötzlich steht Herder an seiner Seite, ungebunden von Autoritätsglauben, trächtig von Gedanken, die sich aus seiner Seele wie aus einem Schlund hervorwälzen. In Herders Pathos sind Flammen, und Goethes Genie entzündet sich an dem seinen. Dunkles Empfinden wird zum klaren Gedanken. Goethe lernt, daß die Regel nichts ist, die wildwachsende Phantasie alles. Der Klassizismus, der seit Beginn des 17. Jahrhunderts Deutschland in einer literarischen Einheit verbunden hatte, in welcher Frankreich der Herrscher und das Vorbild war — für ihn war er nicht mehr vorhanden. Mit einer Übertreibung, über welche er in reiferen Jahren lächelte, bricht er den Stab über die klassische französische Tragödie; und deren Rokoko-Schriftsteller, die er in einem schwachen dramatischen Versuch nachgeahmt hatte, schiebt er ganz zur Seite. Ursprünglichkeit wird eine Bedingung aller Kunst; der geniale Mensch will auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröte, emporgehoben und fortgerückt werden; er muß steigen durch die eigenen Kräfte, „die sich in Kinderträumen entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er stark und behend, wie der Löwe des Gebirges, auseilt auf Raub.“ (Goethe in seiner Abhandlung über die deutsche Baukunst 1772.) Ursprünglichkeit sieht er, mit Herder, in der Volksweise: welche „Gesang ist, nicht Gemälde“, welche „ihre Vollkommenheit im melodischen Gange der Leidenschaft oder Empfindung“ hat; aber das Ursprünglichste von allem ist Shakespeare. Er ist das Banner, welches den Weg fort vom Klassizismus führt, er ist der Sieg des Genies über die Regel. Ihm soll man nicht „nachahmen“, denn man soll sein Selbst

sein; aber „nacheifern“ soll man ihm, soll wie er auf eigenen Flügeln sich erheben.

Am 14. Oktober 1771 — an einem Tage, der im Almanach den Namen Wilhelm trug — hielt Goethe eine William Shakespeare-Feier in seinem Heim in Frankfurt ab. Sein Vater, „der kaiserliche Rat“ Johann Kaspar Goethe, machte in seinem Ausgabebuch die Anmerkung:

Dies onomasticus Shackspear 6.24 fl.
Musici in die onomastico Shackspear 4 fl.
Shakespeares Namenstag 6.24 fl.
Musikanten an Shakespeares Namenstag 4 fl.)

Es ist ungewiß genug, ob das Fest dem Alten eine ungeteilte Freude war. Aber sein Sohn hielt an dem Tag eine strahlende Rede. In ihr kommt der berühmte Ausspruch vor: „Natur! Natur! Nichts so Natur als Shakespeares Menschen!“

Er berauschte sich in Natur. Im Elsaß ritt er durch Wald und Flur, hingerissen vom Duft der Blumen und Blätter, erlöst durch den Sturm des Frühlingshimmels. Er stieg ab vor Bauernhütten, genoß die Idylle des Zusammenseins mit einfachen, natürlichen Menschen, lauschte ihren Liedern und lernte selbst die Melodien aufzufassen. Oder er stieg in einem kleinen Landstädtchen vor einem Pfarrhause mit alten, halbverfallenen Gebäuden ab. Er konnte dort tage- und wochenlang bleiben.

In diesen Jahren legte er den Grund zu seiner Religion, seinem Pantheismus, welcher später durch das Studium von Spinoza — „der gottrunkene Mensch“ (Novalis) — bei ihm vertieft werden sollte. Gott ist im Größten und Kleinsten, im Sterne und im Staube. Die Welt ist jeden Tag neu, ein Wunder im Werden. Er selbst war jeden Tag im Werden. An diese ersten seligen, sturmgefüllten Jugendjahre erinnert sich Goethe, wenn er, im Vorspiel zu „Faust“, den „Dichter“ ausrufen läßt:

So gib mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar;
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Täler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug,
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gib ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe, schmerzensvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gib meine Jugend mir zurück!

„Die Macht der Liebe“ — die hat er auch in diesen Jahren erprobt, da „die Knospe Wunder noch versprach“. Für unsere Auffassung gehört unsere Vorstellung von dem jungen Goethe eng zusammen mit dem Bilde der Friederike Brion aus Sesenheim, der Lotte Buff aus Wetzlar, der Lili Schönemann aus Frankfurt — mit Verhältnissen, die ihn durch Himmel und Abgrund führten und die Kräfte des Gesanges in ihm frei machten. Es waren Verhältnisse, deren Erotik mit einem unendlichen Zärtlichkeitsdrang verbunden war, welcher es leicht fand, bei der Einzelnen anzuhalten, — aber schwer, bei ihr zu verbleiben. Was ihn zuerst an Friederike und Lotte fesselte, war die Zärtlichkeit in ihren eigenen Gemütern, die Fürsorge in jeder ihrer Bewegungen. Das Verhältnis zu Friederike wirkt allmählich erotisch bindend; die Trennung ist beiden ein Schmerz. Verwirrender wirkt das Verhältnis zu Charlotte Buff, die schon einem anderen angehörte; die Erotik kommt nicht zum Erlebnis bei Goethe; sie verwandelt sich in den sentimentalen, nur halb beglückenden Drang, „in ihrer Nähe zu sein“, für sie etwas zu bedeuten, von ihr geschätzt, ja verhätschelt zu werden. Das Gefühl, welches der Ausgangspunkt der Stürme in den „Leiden des jungen Werthers“ ist, stammt so wenig aus einer bewußten erotischen Besessenheit, daß Goethe auf seiner Flucht von Wetzlar und der blonden, milden, etwas mütterlichen Schönheit der Lotte Buff sich in das dunkeläugige Kind Maximiliane Laroche verlieben und sich später dieses Neuerlebnisses mit folgenden Worten erinnern konnte: „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte ganz noch verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter.“ Daheim in Frankfurt begegnet er bald einer dritten Freundin „mit stürmischer Umarmung und Kuß“, und zwar auf offener Straße. Das erregte Stimmungsleben der Zeit hat beigetragen, der Form seiner Verliebtheit das Gepräge zu geben.

Aber die Welt, die er mit der, die er liebte, teilte, ist nicht seine ganze Welt gewesen. Er hatte eine Nebenwelt, unzugänglich ebensowohl für Friederike, so gut sie auch war, als für Lili, so schön und tapfer sie auch war. Es war die geheimnisvolle Welt seiner Phantasie, seiner Inspiration. Er riß sich los, denn er fand keine, mit der er diese Welt teilen konnte, jedenfalls nicht, ehe er in Weimar Charlotte von Stein traf; und diese war, nach bürgerlichen Begriffen, gebunden. Ein Verhältnis mit Verzicht auf alle Forderungen — wie später zu Christiane Vulpius — würde seinen jugendlichen und berechtigten Ansprüchen wie eine drückende Last erschienen sein.

Goethes „Nebenwelt“, die Welt seiner Inspiration — sie war ja seine eigentliche Welt. Sie schuf in dieser Zeit der überschwenglichen Gefühle

den Götz von Berlichingen, die Leiden des jungen Werther und viele unsterbliche Gesänge. Sie war sein Unsterblichkeitsbronnen, die tiefste Quelle seines Glücks. Sie gab die Deutung alles Leidens, sie war das Bollwerk gegen den Anstoß von Sturm und Drang.

Im „Götz von Berlichingen" (1773) ist in der Form bereits Sturm und Drang. Das Drama ist, literarisch gesehen, eine revolutionäre Tat. Verschwunden ist das vorbildliche französische Schauspiel, mit seinen regelmäßigen Einteilungen, mit seiner Forderung der Einheit von Ort, Zeit und Handlung. Götz ist Natur, seines Dichters unruhige, gewaltige Natur. Die Szene wechselt einundfünfzigmal, die Ereignisse erstrecken sich über lange Zeiträume, die Handlung wird von einem ganzen Volk getragen. Pathos und Humor der Sprache ist nicht für ein regelrechtes Theater abgetönt. In Stil und Stoff kommt das Alltägliche zum Recht. Die nationale Erweckung hat ihre Kraft der freien Persönlichkeit dem Träger des Dramas verliehen.

Zugrunde der Leiden des jungen Werther liegt ein Gefühl des Schiffbruchs und der Verlassenheit, hervorgerufen durch das halbe und darum unglückliche Verhältnis zu Lotte Buff und Maximiliane Laroche (Brentano). „Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen." In Werther wurden die Kämpfe zu Ende geführt; der Roman spiegelt einen gewaltigen und unverhüllten Gefühlsaufruhr gegen ein hartes Schicksal, eine Niederlage. Es gibt auch im Werther eine Unruhe der Vernunft, ein Unbehagen gegen das Rokoko, gegen die „übergnädigen Damen", gegen „das Gänslein Tochter mit der flachen Brust und niedlichem Schnürleib", gegen „hochadelige Augen und Naslöcher", Sturm und Drang auf der ganzen Linie! Und Werther schuf auch Sturm und Drang, lockte neue Tränen hervor, sogar neue Moden. Die Trägerinnen des plötzlich so reizvollen Namens „Lotte" empfanden es als eine große Verantwortung, die auf ihre Schultern gelegt wurde.

Derselbe Sturm der Gefühle geht durch die Szenen von Faust, die in diesen Jahren entstanden sind, nur weniger in Moll gestimmt, nur mit gewaltsamerem Anprall und gegen fernere, unerreichbare Ziele. Hier ist Wildheit und Teufelei, hier ist Verliebtheit, die jubelt und weint, hier ist Sehnsucht, die nie zur Ruhe kommt, die nach stets weichenden Glücksbildern greift. Eines von diesen hebe ich hervor, eines der am meisten charakteristischen; es ist zu finden in Fausts Worten, als er am dunkeln, fordernden und betrügenden Arbeitstisch sitzt, als die Strahlen des Mondes durch die Scheiben fallen und in ihm die Sehnsucht wecken nach der berauschenden Vereinigung mit Mutter, mit Braut Natur:

O, sähst du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Pein! – –

Ach könnt' ich doch auf Bergeshöhn
In deinem lieben Lichte gehn —
Von allem Wissensqualm entladen
In deinem Tau gesund mich baden!

Weh, steck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes, dumpfes Mauerloch,
Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb durch gemalte Scheiben bricht! —
Statt all der lebenden Natur,
Da Gott die Menschen schuf hinein,
Umgibt in Rauch und Moder nur
Dich Tiergeripp und Totenbein!

In den unsterblichen Liedern seiner Jugend dasselbe Brausen — stammelnde Verzückung und dunkles Pathos. In „Stella, ein Schauspiel für Liebende" (1775) steigt die Verwirrung der Gefühle bis zum Bruch mit der geschichtlich gegebenen Moral: der Vorhang geht nieder über einer Schlußszene, in der zwei Frauen sich dahin einigen, sich untereinander in die Liebe des Helden zu teilen.

Und doch ist bereits in Goethes Sturm und Drang ein Zug von Harmonie zu verspüren, eine flackernde Fähigkeit, die auf eine neue Entwicklung — an den Gefährten vorbei — deutet. Er bekennt sich zu den freien Grundsätzen der anderen: „Möchten meine Worte sein wie meine Gedanken und meine Taten wie meine Worte!" Aber schon fügt er der Ehrlichkeit der anderen die Liebe zur Wahrheit, die ihm eigen ist, hinzu: — und die sich darin zeigt, daß er überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß.

Gelegentlich verteidigt er die Wirklichkeit gegen die Propheten der Sturm- und Drangzeit. Seine Ironie erwacht, wenn die Sentimentalitäten zu aufdringlich werden; wenn die Weltverbessereien gar zu maßlos werden. Erfährt er, daß Häuser und Kleider ein bedenkliches Vergehen gegen die Ordnung der Natur sein sollen, dann reagiert sein gesunder Menschenverstand. Erheben seine Freunde ihr eigenes Ich als über jedem Gesetz der Erfahrung stehend, dann verlangt der Humorist in ihm sein Recht, dann verspottet er die „Genies", wie in der kleinen Farce „Satyros oder der Waldteufel", in welcher er den selbstherrlichen Ton verpönt:

Mir geht in der Welt nichts über mich,
Denn Gott ist Gott, und Ich bin Ich!

Und man kann beobachten, wie schwach die politische Opposition — trotz einzelner Anläufe zu Gewalttätigkeit — in Goethes Jugendarbeiten ist, wie scharf er sich von vielen anderen von den Jungen, z. B. Friedrich Schiller, unterscheidet. Seine Kritik ist wohl wach, aber sie ist nicht

revolutionär in äußerer Hinsicht, sie ruft vor allem nach dem guten Menschen.

Und man betrachte seine erdichteten Persönlichkeiten! Es fällt ihm schwer, einen Schurken in seiner ganzen Gewissenlosigkeit darzustellen. Es ist ihm scheinbar im Götz von Berlichingen gelungen; aber die Giftmischerin Adelheid ist doch mehr die böse Königin des Märchens, als ein Kind der Wirklichkeit. Und bei Weislingen wie bei Clavigo ist Schwachheit der Bosheit Voraussetzung; sie ist keinesfalls Grundelement, wie die Bosheit Franz Moors bei Schiller. Bei Goethes Gestalten ist Licht und Schatten gleichmäßiger verteilt. Er opfert die Kontrastwirkung seiner Wahrheitsliebe, seiner Liebe zu den Menschen auf. In den Leiden des jungen Werther hätte die Versuchung nahe gelegen, den Rivalen des Helden in sehr dunklen Farben zu malen; eine gute alte Regel legte es nahe, dies zu tun, aber Goethe hielt sich an das Menschliche. Er versucht zu verstehen, und der Weg zum Verständnis geht durch die Selbstbeobachtung. Er fühlt die Schwäche in sich selbst. Ehrlich und bewußt stellt er sich an Weislingens Platz, als er an einen Freund schreibt, er hoffe, es würde der verlassenen Friederike Brion ein wenig helfen, zu sehen, wie Weislingen, der im Götz die treuliebende Maria verläßt, an Gift stirbt.

Nur mit ungeheuerster Kraftanstrengung geschieht es, daß Goethe das Eigenste in sich selbst rettet durch „Glück" hindurch, das betäuben will, trotz Leidenschaft, die ihn binden will, trotz Seelenqualen, die ihn zerschmettern wollen — trotz einem Dasein, das ihn immer wieder zu überwältigen sucht. Als Siegesherr ruft er aus:

Wer half mir
Wider den Titanen Übermut?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?

Und er setzt hinzu:

Wähnest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reiften?

Er ist noch auf den Wellen, aber er hält das Steuer in der Hand.

Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen;
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern. (1776)

Das „heilig glühende Herz“ ließ sich nicht besiegen. Dieses Herzens Wahrheitsliebe fand den Weg zu dem Guten und damit — vermöge des alten Wortes: „Die Wahrheit wird euch frei machen“ — auch zum inneren Gleichgewicht.

Mitten im Aufruhr der Gefühle lag über dem Wesen des jungen Goethe eine Würde, welche die Freunde mit Verwunderung wahrnahmen. Diese berichten, daß er sie wohl in fröhlicher Gesellschaft abstreifen konnte, daß er sie aber auch mit Leichtigkeit wieder aufnahm, wenn er Ernst verlangte. Seine Mutter hat es der Bettina Brentano erzählt, daß er sich schon als kleiner Knabe durch seinen aufrechteren Gang, seine mehr bewußte Haltung von anderen Kindern unterschied. Er behält auch die Anlage zu dieser Haltung durch die Zeit der großen Gefühle hindurch. Er behält, wie er selbst sagt, „den nachdenklichen Leichtsinn“. Wenn er an einem Tag, von wilder Ekstase ergriffen, vom Tisch aufspringt, um in ausgelassener Freude um denselben herumzutanzen, die konventionelle Form in einer steifen Gesellschaft verletzend — so kann er an einem andern behutsam und rücksichtsvoll sein, der Meinung anderer lauschen und sogar sich in anderer Anstandsgefühle fügen. „Er ist der fürchterlichste und liebenswürdigste Mensch“, schreibt Lavater über ihn. Die Liebenswürdigkeit setzt die Fähigkeit voraus, anderen zu geben, was ihnen gebührt. „Bei meiner Art zu empfinden und zu denken kostet es mich gar nichts, einen jeden gelten zu lassen für das, was er war, ja sogar für das, was er gelten wollte.“ Er hatte Freunde nicht nur unter den Rabulisten, sondern auch unter den Stillen im Lande, sogar in den pietistisch gefärbten Kreisen. Die „Bekenntnisse einer schönen Seele“ (in Wilhelm Meisters Lehrjahren) sind ein spätes Zeugnis von dem, was er sah und verstand. So hatte er von erster Stunde an eine breite Grundlage für seine Menschenkenntnis, eine Waffe gegen die Selbstüberhebung.

Mitten im Aufruhr der Gefühle versteht er zu unterscheiden zwischen seinen Eigenschaften und seinen Eigenheiten. Er arbeitete daran, die Eigenheiten zu unterdrücken, die Eigenschaften zu entwickeln. Er empfand die Eigenheiten als ein Hindernis und setzte ihnen seine Willenskraft entgegen. Er hatte Willenskraft. Als er — mit noch nicht ganz geheilten Nerven — nach Straßburg kam, bemerkte er in sich Unbehagen bei starkem Geräusch; darum ging er am Abend, wenn der „Zapfenstreich“ durch den Ort zog, an der Seite des Trommelschlägers und hörte auf die Wirbel, „die das Herz im Busen hätten zersprengen mögen“; dies half. Er war von Schwindel geplagt; also kletterte er in den Turm des Domes hinauf, um von einem gefährlichen, hoch und frei gelegenen Punkt auf „das unendliche Land“ herunterzuschauen; und der Schwindel verschwand allmählich. Er hatte ein Grauen vor der „ahnungsvollen“ Stille, die sich nachts über Friedhöfe und verlassene Häuser legt: also suchte er sie auf;

und bald blieben die Eindrücke „gleichgültig“. Eine solche Leistung von Selbstbeherrschung mag wohl auf sein ganzes Gemüt zurückgewirkt und mag in schwierigen Situationen es ihm erleichtert haben, über ein starkes Kraftaufgebot zu verfügen.

Wir haben viele Aussprüche von Zeitgenossen des jungen Goethe: wir sehen, daß „der fürchterlichste und liebenswürdigste Mensch“ bezaubert hat, daß sein Genie „groß und schrecklich wie's Riesengebirge“ ihn schon frühzeitig zu einer Art Sagengestalt gemacht hat.

Die eingehendste und am wenigsten überströmende gleichzeitige Schilderung über Goethe stammt von der Hand Johann Christian Kestners (1772). Sie gehört der Zeit an, wo die Berühmtheit noch nicht ihren Glanz über den jungen Dichter ausgebreitet hatte; nur seine nächsten Freunde wußten, daß sein Götz im Entstehen war. Kestner sagt:

„Er hat sehr viel Talente, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter, besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen.“

„Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich.“

„Seine Denkungsart ist edel; von Vorurteilen so viel als möglich frei, handelt er, wie es ihm einfällt.“

„Es läßt sich gar viel von ihm sagen. Er ist, mit einem Worte, ein sehr merkwürdiger Mensch.“

Der schwärmerische Dichter hat Haltung; „er hat oft viel Gewalt über sich.“ Wesentlicher noch ist es, daß er sich nach dem Tage sehnt, an dem er nicht mehr wird gezwungen sein, sich „in Bildern und Gleichnissen auszudrücken“, an dem seine Gedanken die einfachste und durchsichtigste Form annehmen werden. Er weiß, daß er noch nicht eigentlich ist, daß er Fähigkeiten besitzt, die noch nicht zu ihrem Rechte gekommen sind, — daß ihm das Gleichgewicht noch mangelt. Mitten im Sturm und Drang sieht er, daß der eigentliche Ausdruck für sein Wesen Klarheit ist; sie ist sein Ziel; denn in der Klarheit fühlt er sich vollkommen wahr. „Das erste und letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe.“

In Weimar schreitet seine Entwicklung fort. Hier geht er von Stärke zu Stärke, von Klarheit zu Klarheit. Hier wird seine Toleranz Liberalität, hier kommt er zum vollen Bewußtsein der tiefsten Wahrheitsliebe, die „überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß“. Seine Intelligenz geht eine innige Verbindung mit seinem Gefühl ein, er entwickelt alle Seiten seiner gewaltigen Begabung. Er stählt seinen Charakter bis zur Selbstüberwindung, er dämpft sein Hervortreten bis zur völligen Ruhe.

Aber von seiner Sturm- und Drangzeit nimmt er die Forderung mit herüber und vertieft sie, daß der Mensch eine Persönlichkeit sein und ein eigenes Herz haben soll: „Höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit."

Als Goethe auf Einladung des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar durch die deutschen Lande zu des Herzogs Residenz fuhr (November 1775), ahnte er nicht, daß dies eine Reise fürs Leben war, daß Weimar seine Heimat für alle Zukunft sein würde. Er ging hin während einer seelischen Krise. Mit sich führte er den unvollendeten Faust. Hinter ihm lag die eben zurückgegangene Verlobung mit Lili Schönemann, vor ihm das Ungewisse — ein unerforschtes Meer. Aber er fürchtete weder die Vergangenheit noch die Zukunft. In seinem Tagebuch schreibt er an Lili: „Mir ist in dem Augenblicke weder bange für dich noch für mich, so verworren es aussieht."

Er stand am Ruder:

> Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
> Und vertrauet, scheiternd oder landend,
> Seinen Göttern.

Das Tiefste in Goethes Sturm und Drang ist natürlich nicht eine schriftstellerische Auswirkung, sondern ein ureigenstes Gefühl. Es ist die Fülle der Kräfte in ihm, die ihn bewegt und den Zusammenstoß zwischen Traum und Wirklichkeit veranlaßt, seine Kräfte in Aufruhr, in Bewegung bringt — das ist sein Sturm und Drang. Und am stärksten tobt es in ihm, wenn er eine Niederlage erlitten hat, wenn ein anderer Mensch, welcher für ihn die ganze Welt bedeutete, ihm mit einem Nein begegnet ist; da fühlt er sich von allem und allen abgeschnitten, dann schlagen die Flammen des Zärtlichkeitsdranges über ihm zusammen und werden zum verzehrenden Einsamkeitsgefühl.

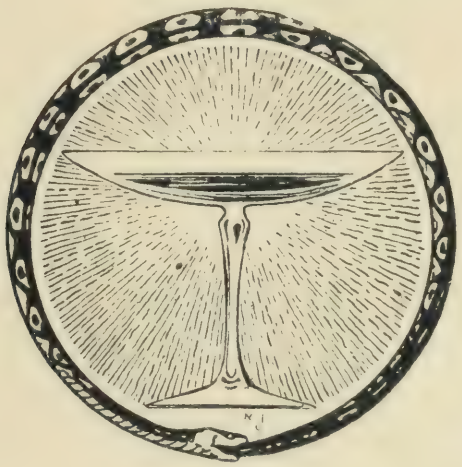
Er rettet sich durch seine Dichtungen. Indem er schafft, bahnt er sich einen Weg durch das Dunkel, welches ihn dicht umgibt, und tritt hinaus in einen neuen Tag.

Und das einmal durchlebte Einsamkeitsgefühl verleiht zehnfache Stärke. Eine Gefahr wie die der Wertherkrise kommt für Goethe niemals wieder. Jetzt kennt er seine Hilfsquellen, jetzt hat er sie geprüft.

Aber es ist nicht ausschließlich der Künstler in ihm, der ihn rettet und reift. Sein Wille ist mit im Spiele. Er hat eine Hilfe in der natürlichen Würde, die ihn schon in jungen Jahren von seinen Gefährten unterschied. Er nimmt sie zu seinem Ausgangspunkt; kämpfend hält er sie fest; und der Kampf entwickelt seine innere Selbständigkeit und Sicherheit, bis er an einem Tage sich bewußt wird, daß er „Herr" ist, daß er das Übergewicht gewonnen hat: „die warme Kälte".

Aber seine Ruhe bedeutet nie den Tod. Sie ist so fruchtbar nur, weil sie eine innere Spannung verhehlt, mächtige Gegensätze zusammenhält. Es ist die Ruhe des „Olympiers", eine Ruhe der Erhabenheit, aber auch etwas von der Ruhe des Schmerzes und der Entsagung. Der „Herr" hat wohl seine Kräfte zu dienenden Geistern gemacht, aber deren Zusammenwirkung in Harmonie ist errungen durch Kampf und durch Aufgeben schrankenloser Forderungen.

Und unzweifelhaft hat der Siegesherr, Goethe, ein tiefes Einsamkeitsgefühl durch das Leben mit sich getragen. Aber seine Kunst schlug Brücken zu der Welt und zu den Menschen, seine Kunst, die „ein Gott" ihm verliehen hatte, die ihm Verbindung mit dem Göttlichen gab: die tiefe und stetige Verbindung, die ihn lehrte, was Wahrheits- und was göttliche Liebe ist.



2. Kapitel / Weimar

Das Herzogtum Weimar hatte im Jahre 1775 100 000 Einwohner. Land und Hof waren arm. Das Heer zählte dreihundert Mann. Die Hauptstadt war schön gelegen, auf das freundliche Ilmtal schauend, aber sie war eigentlich nur ein kleines Dorf — ja, „eigentlich nicht einmal ein kleines Dorf", wie Frau von Staël im Jahre 1803 sagt, „sondern vielmehr ein großes Schloß". Weimar hatte 6000 Einwohner. Und an sich war dies Dorf in keiner Weise schön. Die Straßen waren sehr schlecht gepflastert, und abends lagen sie fast im Dunkeln. Wenn es für Goethe möglich wurde, sich in Weimar zu Hause zu fühlen, so lag das an den Menschen, die er dort traf. Vor allem war da Herzog Karl August selbst: eine starke, großzügige Natur, der Schöpfer der ersten konstitutionellen Verfassung, die innerhalb Deutschlands Grenzen eingeführt wurde, ein kunstbegeisterter Mann mit selbständigem Blick und einem nie versagenden Opferwillen gegenüber der Kunst und der Wissenschaft. „Ein goldener Junge", heißt er in Goethes Jugendsprache; seine Kraft, seine Vorurteilsfreiheit, seine Fähigkeit, geistig zu wachsen, wird gepriesen; als „ein großer Mensch, eine dämonische Natur" lebt er in der Erinnerung des alternden, zurückschauenden Dichters. Die Ehrfurcht, die Goethe seinem Landesherrn erzeigte, war mehr als eine Form. Darum hat sie seinem Freimut nicht Abbruch getan. „Du kannst keinen Widerspruch vertragen", sagt der Herzog zu seinem gebieterischen Ratgeber. — „O ja, mein Fürst, aber er muß verständig sein", antwortet der andere. Goethe scheut sich nicht vor einem Konflikt, wenn er nötig ist. Bekannt ist das kleine Zerwürfnis, welches ihn dazu bewogen hat, nach 26jährigem treubewährtem und ihm lieben Dienst von der Theaterleitung in Weimar zurückzutreten. Es handelte sich um die Aufführung eines Modeschauspiels, worin ein wohldressierter Hund eine wesentliche Rolle spielen sollte. Der Herzog wollte das Stück durchdrücken, aber für Goethe war die Sensation — der Hund — ein Greuel, eine Kränkung der Heiligkeit der Szene. Er berief sich auf die Theatervorschriften, welche besagten, daß kein Hund ins Theater mitgebracht werden durfte, und als der Herzog auf seinem Willen bestand, nahm er unweigerlich seinen Abschied. Er blieb auch darauf bestehen; aber beide Parteien waren großzügig genug, um bald über dieses vorübergehende Mißverständnis hinwegzukommen.

Es war nicht nur Goethe, der Karl Augusts Großmut genoß; auch Wieland und Herder fanden ein Heim in Weimar. Es war selbstverständlich eine Freude für Goethe, sie dort zu haben — ganz besonders Wieland. Herders drückende Unzufriedenheit konnte ja oft zu Kümmernissen Veranlassung geben; um so wohltuender war Wielands gute Laune, sein seltenes Talent für Freundschaft, seine Fähigkeit, andere anzuerkennen und, ohne an sich zu denken, über den Erfolg anderer sich zu freuen. Einen Trost fand Goethe auch in dem nahegelegenen Jena — er konnte in zwei Stunden dorthin fahren. Die Universität des Herzogtums lag in Jena, und die Stadt, die noch kleiner als Weimar war, wurde im Jahre 1790 der Ausgangspunkt für neue und beachtenswerte Geistesströmungen, eine Station auf dem Wege für Schiller und Wilhelm von Humboldt, für Fichte und Schelling, für Friedrich und August Wilhelm Schlegel, für Tieck und Novalis. Sachsen-Weimar war kein abseits gelegener Winkel; es keimte am Strande der Ilm und der Saale, es war kein Grund da, „die Wasser zu Siloah, das stille Gebiet", zu verachten.

Auf unbestimmte Zeit, als des Herzogs Gast, kam Goethe nach Weimar. Die ersten Monate seines dortigen Aufenthaltes sind gekennzeichnet durch einen fortwährenden Ausbruch von Sturm und Drang. Keine Pflichten banden ihn, kein Ernst verlangte von ihm Selbstarbeit; man spielte, tanzte, jagte und betrieb allerlei Sport: Goethe war der Lehrmeister des Hofes in der noch jungen und etwas verdächtigen Kunst des Schlittschuhlaufens. Die kleine Stadt sah voller Schrecken auf den neuen Gast. Warum knallte er mit der Reitpeitsche, wenn er durch die Straßen ging? Heute hat er sogar die Herzogin selbst auf das Eis gebracht! Würde es auch diesen Abend geräuschvollen Jubel in der Residenz geben?

Im Oktober 1773 schrieb ein Beobachter über Goethe: „Seine Miene ist ernsthaft und traurig, wo derbkomische, lachende und satirische Laune mit durchschimmert." Jetzt war Lachen und frohe Laune mehr als nur durchschimmernder Untergrund. Und dies ist leicht zu verstehen. Goethe kam aus schwierigen Verhältnissen, aus schwerem Seelenkampf. In der neuen Umgebung konnte er aufleben; hier konnte er von neuem anfangen — so wie dazumal in Straßburg.

Seine Freude sang er heraus in Versen und in Liedern. Da es damals kein festes Theater in Weimar gab, brachte er ein Liebhabertheater am Hof zusammen und wurde selbst dessen „Direktor", Dichter und erster Schauspieler. Er hatte noch die ununterbrochen strömende Schaffensfähigkeit, der er in Dichtung und Wahrheit also erwähnt: „Mein produktives Talent verließ mich seit einigen Jahren keinen Augenblick. Man konnte von mir fordern, was man wollte, es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, so war ich bereit und fertig."

Bezeichnend ist das Erlebnis, welches der Dichter Ludwig Gleim hatte, als er Weimar kurze Zeit nach Goethes Ankunft besuchte. Gleim, der Goethe noch nicht getroffen hatte, saß eines Abends in dem Hofkreis und las einer lauschenden Zuhörerschaft Gedichte vor. Er war nicht mehr jung — dreißig Jahre älter als Goethe —, aber er war ein Mann, welcher mit liebenswürdigem, ja begeistertem Interesse die neue Richtung in der Dichtkunst verfolgte; und eben las er Verse der jungen Göttinger Lyriker vor. Da erhebt sich ein junger Herr in Jagdkleidung, verbeugt sich höflich vor ihm und bietet ihm an, das Lesen zu übernehmen, falls Herr Gleim müde sei. Der Dichter überreicht mit Dank das Buch — es ist der „Göttinger Musenalmanach". „Aber bei Apoll und den neun Musen, die drei Grazien nicht zu vergessen, was hab' ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich — auf einmal aber war es, als ob den Vorleser der Satan des Übermutes beim Schopfe nähme, und ich glaubte den wilden Jäger in leibhaftiger Gestalt vor mir zu sehen. Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, er wich in alle nur möglichen Tonarten und Weisen aus. Hexameter, Jamben, Knittelverse und wie es nur immer gehen wollte, alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur so herausschüttete. Was hat er nicht alles mit seinem Humor an diesem Abend zusammenphantasiert! Mitunter kamen so prächtige, wiewohl nur eben so flüchtig hingeworfene als abgerissene Gedanken, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott auf den Knien dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibpulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er versetzte allen Anwesenden irgend etwas. Auch meiner Mäzenschaft — so sehr er sie auf der einen Seite belobte, so vergaß er doch nicht auf der anderen Seite, mir einen kleinen Stich dafür beizubringen. ‚Das ist entweder Goethe oder der Teufel!' rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tische saß. ‚Beides,' gab mir dieser zur Antwort; ‚er hat einmal heute wieder den Teufel im Leibe.'"

Kein Wunder, daß Goethe seine Umgebung bezauberte. „Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe wie ein Tautropfen von der Morgensonne", schreibt Wieland den ersten Tag, nachdem er den Verfasser des Werther gesehen. Die Begegnung begeisterte ihn zu einer dichterischen Schilderung:

Ein schöner Hexenmeister es war
Mit einem schwarzen Augenpaar — —
Und niemand fragte: wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick: es war er!
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt — —

„Wie ein Stern ging er in Weimar auf", heißt es von einer andern Seite. „Goethe ist geliebt durchaus", schreibt Klinger, der nach Weimar gekommen war, um ihn zu umarmen.

Diejenigen aber, welche außerhalb des frohen kleinen Kreises an Karl Augusts Hof standen, sahen mit mißtrauischen Augen auf das Leben, welches dort gelebt wurde. Gerüchte fingen an durch Deutschland zu schwirren; man erzählte sich, daß der junge, tolle Poet Herzog und Hof verderbe. Klopstock machte einen Vorstoß im Namen der Moral und schrieb einen warnenden Brief an Goethe. Die Antwort war würdig und bestimmt zurückweisend. „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, liebster Klopstock." — Goethes Gewissen war ruhig, und er ließ den Gerüchten freien Lauf. Weniger als die meisten anderen Menschen hat sich Goethe um das Urteil der Welt gekümmert.

Diesmal schlug dasselbe übrigens rasch um. Bald hörte man mit Verwunderung, daß der Vertreter des Leichtsinns in Weimar unter dem Zeichen der Verwandlung stand. Der Gast war zum Minister geworden, der Freund zum Ratgeber, der Dichter zum Politiker. Am 22. Juni 1776 schreibt Wieland an Lavater: „Unsern Goethe habe ich seit acht Tagen nicht sehen können. Er ist nun Geheimer Legationsrat und jetzt im Ministerium unseres Herzogs — ist Favoritminister, Faktotum und trägt die Sünden der Welt. Er wird viel Gutes schaffen, viel Böses hindern, und das muß — wenn's möglich ist — uns dafür trösten, daß er als Dichter wenigstens auf viele Jahre für die Welt verloren ist. Denn Goethe tut nichts halb. Da er nun einmal in diese neue Laufbahn getreten ist, so wird er nicht ruhen, bis er am Ziel ist; wird als Minister so groß sein, wie er als Autor war."

Es war am 11. Juni 1776, daß Goethe berufen wurde, einen Sitz in Weimars Staatsrat einzunehmen. Sechs Jahre später wurde ihm die Leitung der Finanzen des Staates übertragen; er wurde „Kammerpräsident" und damit nächst dem Herzog der mächtigste Mann des kleinen thüringischen Herzogtums. Goethe war der Situation gewachsen. Er offenbarte Fähigkeiten, die man früher nicht an ihm bemerkt hatte, und er legte eine Pflichttreue an den Tag, die wohl die wenigsten in dem unruhigen Stürmer und Dränger vermutet hätten. Früh und spät war er an der Arbeit. Es galt das kleine und arme Land zum Blühen zu bringen. Er ritt die Kreuz und Quer im Lande herum, um es durch eigenes Anschauen kennen zu lernen. Es war genug Arbeit da!

Wege mußten angelegt, Brücken gebaut, Deiche durch sumpfige Gegenden gezogen werden. Oben in Ilmenau lag ein verfallenes Bergwerk und wartete auf neue Ausbeute. Im Februar 1784 konnte Goethe den Betrieb eröffnen. Es war bei dieser Gelegenheit, daß er plötzlich den Faden in seiner Rede verlor und längere Zeit stumm dastand; jedoch

ohne Verwirrung und ohne den Kontakt mit seinen Zuhörern zu verlieren; sein Blick fesselte die Anwesenden und „füllte die Pause aus", bis er den abgebrochenen Gedankenfaden wiedergefunden. Es war eine Rede, an die man sich erinnerte. Sie betonte die Zusammenarbeit, sie appellierte an Pflichtgefühl und Stolz bei hoch und niedrig, sie verwandelte den alten Bergmannsgruß „Glück auf" zu einem bedeutenden Gedanken, sie endete mit den bemerkenswerten Satzungen: „Lassen Sie uns Gott bitten, daß er uns bis in die Tiefe begleite, und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Bösen als zum Guten angewendet wird, nur zu seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werden möge." Diese Äußerungen sind gleichsam Vorzeichen der Stellung, die Goethe im neuen Jahrhundert in bezug auf Krieg und Frieden einnehmen sollte.

Die Bureaukratie in Sachsen-Weimar hatte die Ernennung Goethes zum Minister mit Mißtrauen gesehen. Und von ihrem Standpunkt aus mit Recht. Goethe stand außerhalb des Kreises „langgedienter Diener", er hatte nicht viel übrig für die alten Privilegien eines Feudalstaates und beabsichtigte nicht, ein Bureaukrat im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu werden. In der Überzeugung, daß alles „auf den Geist ankommt, den man einem öffentlichen Wesen einhaucht", suchte er „jeden Untergebenen frei im gemessenen Kreise sich bewegen zu lassen". Selbst hatte er den „Geist", der sich nicht nur in Pflichterfüllung äußert, sondern auch in frischer Initiative.

Auch kleine Dinge beachtete er; die Feuerwehr des Staates organisierte er aufs neue und beobachtete selbst die Wirkung seiner Verbesserungen. Aus Apolda wird eine große Feuersbrunst gemeldet, sofort reitet er dahin und hilft persönlich bei den Löscharbeiten. „Ward den ganzen Tag gebraten und gesotten — die Augen brennen mich noch von der Glut und dem Rauch, und die Fußsohlen schmerzen mich." Auch sieht man, daß selbst die kleinsten Dinge — etwa Streitigkeiten zwischen verschiedenen Handwerkerzünften, eine Fischereigerechtsame, die erneuert werden soll, das Einrichten eines Billardzimmers in einem Mietshause, neue Schlüssel zur Jenaschen Universität — seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Mit eigener Hand setzt der Dichter des Faust einer Lappalie wegen das folgende gesetzliche und unleserliche Dokument auf: „Wir haben referieren hören, was Ihr wegen der bei Gelegenheit der an den für den desertierten Husaren Thon angetretenen Rekruten Bircke abzugebenden ledernen Hosen zwischen Euch und dem Rittmeister von Lichtenberg entstandenen Differenz mittelst Berichts vom 10. hujus, welchem die anschlüssig rückfolgenden Akten beigefügt gewesen, anhero gelangen lassen."

Aber auch die „große Politik" klopfte bei ihm an und begehrte Erledigung. Es galt den kleinen Staaten ihre selbständige Leitung zu

sichern; Goethes Aufgabe war nicht leicht, denn die Soldatennatur Karl Augusts strebte eine neue Allianz mit Friedrich, dem großen Preußen, an. Vergebens widerriet Goethe dem Herzog, dem deutschen Fürstenbund beizutreten, welchen Preußen, mit selbstsüchtigen Zielen vor Augen, im Jahre 1785 organisierte. Voller Unmut schreibt er in jener Zeit: „Das schöne Gebäude (der Staat), das stehen könnte, erhöht und erweitert werden könnte und leider keinen Grund hat!“ Er fürchtet die Kriegslust des Herzogs „wie einen bösen Traum“. Er stand selbst eine Zeitlang an der Spitze der „Kriegskommission“; aber selten hat die Welt wohl einen friedfertigeren Kriegsminister gesehen.

In vollem Bewußtsein der Arbeitsbürde und des Arbeitszieles nahm Goethe seine staatsmännische Tätigkeit auf. Im Jahre 1776 setzte er folgendes Motto über das neue Kapitel seines Lebens:

Schaff', das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein! Es sind nicht leere Träume:
Jetzt nur Stangen — diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Zur gleichen Zeit schreibt Karl Augusts Mutter, die Herzogin Anna Amalia, an einen mißvergnügten Bureaukraten: „Wäre ich überzeugt, daß Goethe zu diesen kriechenden Geschöpfen gehörte, denen kein anderes Interesse heilig ist als ihr eigenes, und die nur aus Ehrgeiz tätig sind, so würde ich die erste sein, die gegen ihn auftritt. Ich will zu Ihnen nichts von seinen Talenten, von seinem Genie sprechen; ich rede nur von seiner Moral. Seine Religion ist die eines wahren und guten Christen, die ihn lehrt, seinen Nächsten zu lieben und es zu versuchen, ihn glücklich zu machen.“

Goethe wurde der Erzieher Karl Augusts; im Gespräch, in Briefen und in Dichtungen legt er ihm die Pflichten eines Fürsten ans Herz. Selbst wurde er, wie er sagte, „ein armer Sklave der Pflicht“. Und die Arbeit führte eine Veränderung seines Wesens herbei. Sein Auftreten wurde sicherer, mehr gedämpft: jetzt wußte er, daß äußere Form nicht dem inneren Sein zu schaden braucht, ja ihm sogar eine Hilfe sein kann. Dies ist Entwicklung, nicht Bruch. Schon in seiner Sturm- und Drangzeit hatten die Freunde eine gewisse unzerstörbare Würde bei ihm bemerkt, oder, wie Wieland es ausspricht: „Er hat bei aller seiner anscheinenden Naturwildheit im kleinen Finger mehr Conduite und Savoir-faire als alle Hofschranzen, Schleicher und Kreuzspinnen zusammengenommen an Leib und Seele.“

Er erkannte die Forderungen seiner Stellung. Im Mai 1780 schreibt er in sein Tagebuch: „In meinem jetzigen Kreis habe ich wenig, fast

keine Hinderung außer mir; in mir noch viel. Ich will doch Herr werden! Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert zu herrschen und kann herrschen." Selbstbeherrschung fiel einer Natur nicht leicht, welche gleich leicht zu Tränen der Rührung und der Entrüstung bewegt wurde. Er konnte ja seiner Heftigkeit nicht entrinnen, aber durch Arbeit lernte er sie in schaffende Kraft umzusetzen und in abgeklärtere Form zu hüllen. Wenn man den Ausdruck verwertete Leidenschaft anwenden könnte, so wäre man verleitet, es hier zu tun.

Es führte ihn zu Selbstvergessenheit, daß er immer mit den Wünschen und Schicksalen anderer Menschen beschäftigt war:

Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der halt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein, wer andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

Er wächst mit den Aufgaben, sein Inneres gewinnt dabei. Fürsorge schafft Erweiterung, Verständnis schafft größere Kraft. Die Biographen, die über Goethes verlorene Jahre sprechen, sind auf falscher Spur. Seine Dichtung fließt wohl sparsamer in dieser Zeit — er kann ja nicht alles erreichen in den sechzig Minuten der Stunde, die er lobpreist —, seine Dichtung fließt sparsamer, aber die Quellen seiner Dichtung vertiefen sich. Sie füllen sich für die Zukunft.

Anna Amalia spricht von Goethes Religion, die ihn die Liebe zum Nächsten lehrt. Sie gedenkt seiner Fähigkeit, „das Gute zu fördern und zu schätzen", seiner „Wahrheitsliebe". Diese wächst nun, da doppelter Gebrauch dafür vorhanden ist. In einem „Tagebuch" habe ich einmal zwei verschiedene, genial zusammengestellte Schriftstücke gesehen: „Liebet euren Nächsten" — „Suchet und ihr werdet finden". Dies ist Goethes Forderung an das Genie. Sein Glaube ist der Glaube, daß um ihn herum Gutes zu finden ist; seine Hoffnung ist die Hoffnung, daß er selbst das Gute finden und teil daran haben wird; seine Liebe ist sein Leben im und für das Gute, indem er mit der einen Hand ständig gibt, was er kann, und mit der anderen Hand ständig ergreift, wo etwas zu nehmen ist. Selbst faßt er dies alles zusammen und nennt diese Harmonie die „Wahrheitsliebe" des Genies.

Den 7. August 1779 schreibt Goethe in sein Tagebuch: „Möge die Idee des Reinen ... immer lichter in mir werden." Am 13. Mai 1780 spricht der frühere Stürmer und Dränger von der tiefen Stille, in der er lebt und wächst, und von einem Gewinn, den weder Feuer noch Schwert ihm rauben kann. Seine Umgebung sagt uns, worin der Gewinn besteht. Im Frühjahr 1784 kann Graf Stolberg, früheres Mitglied des Kreises der Lyriker in Göttingen, an seinen Freund Johann Heinrich Voß schrei-

ben: „Goethe ist jetzt weniger brausend, weniger leicht aufflammend, gewiß aber nicht weniger feurig als er war, und sein Herz ist liebevoll, immer sich sehnend nach mehr Freiheit der Existenz, als Menschen finden können, und doch immer Blumen um den Pilgerstab des Lebens windend. Wenige Menschen sind so liebevoll, so rein, so liebebedürftig, so hingerichtet auf das unsichtbare Ideal der Kalokagathie (des Schönen, Guten), so sich anschmiegend an alles Liebe und Schöne der moralischen und sichtbaren Natur." Mit Verwunderung hört Schiller, als er zum ersten Male in Weimar ist (1787), daß Goethe von vielen mit einer Art Anbetung genannt wird und daß er als Mensch noch mehr geschätzt wird, wie als Dichter.

Betrachte ich ihn in diesen ersten, fordernden Jahren in Weimar, so sehe ich ihn am deutlichsten in einer Begebenheit, der er selbst einen seiner schönsten und eigentümlichsten Gesänge gewidmet hat: Harzreise im Winter. Im Sommer 1770 bekam Goethe einen Brief von einem jungen und ihm unbekannten Menschen, einem Melancholiker, welcher ihm sein Leiden schilderte und um seine Hilfe bat. Goethe nahm sich vor, den Mann aufzusuchen, obgleich der Weg nach seinem Heim (Wernigerode) weit war. Er benutzte die Gelegenheit, als seine Freunde bei Hofe — im Spätherbst — zur Sauhatz hinauszogen. Er schlug es aus, ihnen zu folgen, er erklärte die Bergwerke im Harz besichtigen zu wollen. So ritt er ins winterliche Wetter hinaus, in den Tagen nach dem 29. November, allein durch Thüringen, über Felder und Flüsse, um den Unbekannten, der ihn gerufen, zu finden. Und auf dem Weg entstand Tag für Tag das Gedicht Harzreise im Winter. Erst die prachtvollen Zeilen, wo er seinen aufwärts schwebenden Gesang mit dem Geier vergleicht, den er in den Schneewolken über seinem Haupte schweben sah, als er Weimar verließ. Er späht aus nach dem Leidenden, den er sucht:

Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Öde verschlingt ihn — —

Das Traumgebild klingt aus in ein Gebet:

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste!

Goethe hat selbst erzählt, daß es ihm eine „herrische Gewohnheit“ war, Gleichaltrigen zu helfen, die in „Herzens- und Gewissensnöten“ waren. Er hatte gewisse Erfahrungen gesammelt; in der Wertherzeit hatte er gelernt, den Zustand zu fürchten, in dem man „heimlich zehrt auf seinen eigenen Wert in ungenügender Selbstsucht“. Und ihm wird das Helfen zur „Gewohnheit“.

Selbst ist er errettet, und die Harzreise im Winter widerhallt vom Dank, vom Dank auch für das Erlebnis, welches die Reise durch die winterlich stille Landschaft für ihn wird. Er preist die Liebe, die ihn so sicher führt, selbst in dunkler Nacht, über reißende Ströme und grundlose Wege, durch Einöden hindurch, „die Liebe, die ihm mit der Morgenröte ins Herz lächelt“, die Liebe, „die ihn durch die Winterwinde zu den Bergkämmen hinauf trägt“. „Des gefürchteten Wipfels schneebehangener Scheitel“ wird für ihn zum glänzenden Dankaltar; die Winterstürme stürzen vom Felsen in seine Psalmen.

Die Glücksstimmung, die in diesen Zeilen erzittert, ist nicht die Ekstase der Sturm- und Drangzeit, wo das „Himmelhoch jauchzen“ am nächsten Tag in ein „Zum Tode betrübt“ verwandelt werden kann. Sie ist ein bleibendes Eigentum: das Glück in Form der Dankbarkeit. Das sichere, mehr bewußte Glück des gereiften Mannes, hier doppelt bewußt, wo er einem Unglücklichen entgegenreitet, um ihm von seinem eigenen Überfluß mitzuteilen.

Seine Dankbarkeit hängt mit einer neuen Verliebtheit, einer neuen Liebe zusammen, die Goethe ergriffen. In diese Jahre fällt die erste goldene Zeit seines Verhältnisses zu Frau Charlotte von Stein. Es war ein Verhältnis, welches tief in sein Schicksal eingreifen sollte.

Charlotte von Stein war sieben Jahre älter als Goethe; sie war mit einem braven, unbedeutenden Manne verheiratet und hatte in dieser Ehe sieben Kinder gehabt. Goethe begegnete ihr, sobald er nach Weimar gekommen, und gleich die ersten Stunden des Zusammenseins wirkten auf seine Gefühle. Mit der Jahreswende 1775/76 kommt das vertrauliche und vertrauensvolle Du in Anwendung. Sie war die erste Frau, die Goethe als ebenbürtig erkannte, der er sein inneres Leben offenbarte, die er in seine schaffende Phantasie einweihte. Sie war das erste Selbstverständliche in seinem Leben. Ihr gegenüber hatte er das sichere Gefühl einer ursprünglichen Zusammengehörigkeit, einer unio mystica, deren Grund in einem früheren Dasein gelegt war:

Sag', was will das Schicksal uns bereiten,
Sag', wie band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau!

Wenn auch seine Wege ihn weit von ihr führten, ist es doch, als ob ihre Gestalt seinen Gesichtskreis ausfüllte:

Seit ich von dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

Wie war wohl in Wirklichkeit diese Frau, Goethes Stern? Die Wirklichkeit hat hier weniger zu sagen; die Hauptsache ist: Was war sie für Goethe? Von anderen wurde sie sehr verschieden beurteilt — und wird es noch am heutigen Tage (so wie das ganze Verhältnis zwischen ihr und Goethe). Schiller liest in ihrem Gesicht „einen sanften Ernst und ganz eigene Offenheit". Er findet „einen gesunden Verstand, Gefühl und Wahrheit in ihrem Wesen". Ein anderer unter Goethes Freunden nennt sie forderungslos, frei und natürlich, aber er meint, es fehle ihr an Enthusiasmus. Man hat sie sehr hart verurteilt wegen ihres Verhältnisses zu Goethe, nach dem Bruch zwischen ihnen wegen ihrer kleinlichen Racheluft und ihren Auslassungen über Christiane Vulpius, Goethes spätere Gemahlin, welche sie gern „Goethes dicke Kammerjungfer", „Goethes Gänschen" nannte. Sie verstand nicht das Band zwischen den beiden, das gesunde, natürliche, aber unleugbar materiell gestimmte Verhältnis. Für sie war der frühere Freund ebensowohl gefallen als abgefallen.

Ihr eigenes Verhältnis zu Goethe fasse ich als eine Liebe auf, wo das Erotische im eigentlichen Sinne eine untergeordnete Rolle spielte. Ich kann nicht sehen, daß seine Briefe an sie — diese oft so wunderbaren Briefe — weiter deuten. Zu einem eigentlichen Verhältnis hatte sie, die nicht mehr ganz junge, gebundene, ihre Kinder ruhig beurteilende Mutter, keinen Drang. Mit Goethe war es anders. Es war sein zwingender Drang, sie zu gewinnen. Sie war in seinem Blut, so wie sie in seinen Träumen war.

Er begegnete ihrem Widerstand, und sie war die Stärkere in dem Verhältnis. Sie bannte ihn in ihre Nähe, legte ihm aber gleichzeitig Entsagung auf. Dies schuf Schwierigkeiten, ja eine latente Krise in seiner Gesinnung. Aber er fühlte es, als ob sie ihm reichlichen Ersatz gegeben hätte. Sie rief das Gute in ihm wach, sie hielt seine Gefühle auf dem Höhepunkt, und wir lieben ja die, welche das Gute in uns wachrufen, so wie wir auch einen instinktiven Widerwillen gegen Menschen haben, mit denen wir nur durch unsere weniger guten Eigenschaften in Beziehung kommen können.

Goethe folgert nicht wie Heine: „Habe selber Seele genug.“ Er erkennt die reinigende Macht der Frau Charlotte von Stein und empfindet sie als eine Bereicherung:

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wirren, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf. — —
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
Da er dankbar dir zu Füßen lag,
Fühlt' sein Herz an deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in deinem Auge gut,
Alle seine Sinnen sich erhellen
Und beruhigen sein brausend Blut.

Das Verhältnis zu Charlotte von Stein wirkte in derselben Richtung wie die selbstvergessene Arbeit. Es dämpfte Goethe und lehrte ihn, Rücksicht zu nehmen. Sein Drang zum Besitze wurde, wenigstens durch viele lange Jahre, hingewiesen auf das Gefühl des ihm zu eigen gehörenden Verständnisses. „Was man nicht versteht, besitzt man nicht“, sagt Goethe. Hier will ich auch daran erinnern, daß Goethes Lebensanschauung — in denselben Jahren, die ihn an die politische Arbeit banden und seinen Sinn durch die Liebe zu Frau von Stein offen und warm erhielten — auch beeinflußt worden ist durch seine eben anfangenden naturwissenschaftlichen Studien und durch sein erneutes Verhältnis zu Spinozas Ideenwelt. Was er sah, was er dachte, gab ihm Übersicht, Klarheit, Ruhe und Demut. Ich werde im nächsten Kapitel näher auf diese bedeutungsvolle Seite seiner Geschichte eingehen.

Jene Dichtungen, welche er in diesen mit Beschäftigungen aller Art überfüllten Jahren Zeit fand, zu schaffen, zeugen deutlich von dieser Entwicklung. Der Sturm in den Rhythmen und in den Bildern ebbt mächtig ab. Jetzt erreichte er den abgeklärten Stil, den er in seiner frühesten Jugend mit einer wunderbaren Reife der Auffassung als das Höchste erklärt hatte, als seinen Endzweck. Die Bilder werden seltener, das Brausen in seiner Sprache wird durchsichtiger. Der Stil legt sich fest wie ein Gewand an den Gedanken.

Und der Gedanke wird zum Vorboten der Harmonie. Klar spiegelt er seinen Lebensgang ab, seinen Weg zum Sieg, seine Wahrheitsliebe. Er bekennt sich zu dem Guten als zur höchsten Wirklichkeit:

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
Wählet und richtet.
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut — —

In diesen Jahren des tiefen Sinnens nimmt Goethes hohe Idealität in seiner Dichtung zeitweise ausgesprochenere religiöse Form an, als in jeder anderen seiner Lebensstufen, wenn man absieht von den Tagen seines hohen Alters, da er im zweiten Teile des Faust die Weisheit niederlegte, welche er mit einer reichen Jugend und mit weitschauenden, emsigen Arbeitsjahren erkauft hatte.

Es war in den achtziger Jahren Goethes Absicht, eine große episch-symbolische Dichtung zu schaffen, welche sein Hauptwerk sein sollte: Die Geheimnisse. Hier wollte er die Summe seiner Lebenserfahrungen niederlegen. Er gab der Dichtung einen religiösen Rahmen. Er wollte eine Gemeinde von „Rosenkreuzbrüdern" darstellen, zwölf Rittermönche, die sich um einen Lehrer, den er Humanus, „den Menschen", nannte, gesammelt haben. Das Ganze ist ein Abglanz der Erzählung vom Menschensohne und seinen zwölf Aposteln. Aber Goethes Apostel, die um Humanus gesammelten Männer der Mönchgemeinde, sollten keine begeisterte Jünglingsschar sein, welcher der Enthusiasmus an den Schwierigkeiten des Lebens vorbeigeholfen hatte. Es sollten sturmgeprüfte Männer sein, Parzival-Gestalten, die gewandert, gelitten und gedacht hatten. Jeder von ihnen sollte in der Dichtung seinem eigensten Denken, und Fühlen Ausdruck geben, seiner eigensten Form für Religion, und jeder von ihnen sollte erzählen, was ihn an Humanus band, an „das Menschliche", den Frieden, den Vereinigungspunkt.

Um die Dichtung ganz zu verstehen, wäre es vielleicht vonnöten, zu wissen, daß Goethe ein Mitglied der Gesellschaft der „Illuminaten" war, eines politisch-religiösen Ordens für Eingeweihte, in deren Bewußtsein das Weltbürgertum eine okkulte Tatsache, das menschliche Streben eine Götterspur war, weiter, daß das „Kreuz mit Rosen" (fraternitas crucis et rosae) schon in der alten Mystik ein Symbol für die Vereinigung

zwischen Religion und Gedanke, für die geheime Versöhnung zwischen Glaube und Wissen, für das tiefste Verstehen bedeutete.

„Die Geheimnisse" wurden niemals beendigt; das Gedicht blieb ein Fragment in 44 Versen, eine Einleitung, eine Andeutung. Aber selbst als Fragment ist es ein klares Zeugnis von der Stärke und Innerlichkeit in Goethes erkämpfter Lebensanschauung. Das Gedicht erklärt Stolbergs Ausdruck über Goethe: „Er windet Blumen um des Lebens Pilgerstab." Die Geheimnisse predigen das Kreuz, die Demut; aber das Kreuz ist mit Rosen umgeben: für den, der entsagen kann, erblühen die Rosen des Verstehens: „Wer sein Leben verliert, der wird es finden." In die zartesten, durchsichtigsten Stanzen — Fra Angelico als Melodie — hat Goethe dies Geheimnis gekleidet.

Gestützt auf den Pilgerstab geht Bruder Markus bei sinkender Sonne durch eine weite Berglandschaft. Glockenklang tönt zu ihm herauf; aus einer Talsenkung, auf grüner Wiese am Waldeshang, leuchtet ein Kloster dem müden Wanderer entgegen, „füllt seinen Geist mit Ruhe und Hoffnung". Bald steht er vor den geschlossenen Klosterpforten. Die Sonne geht unter und der Glockenklang verhallt. Bruder Markus steht noch an der Pforte, vor einem „geheimnisvollen Bilde" über ihrem Bogen. Er steht in tiefem Nachsinnen und „lispelt leise Worte der Andacht, die in seinem Herzen quillt". Er steht vor dem Kreuze:

Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht, —
Das die Gewalt des bittern Tods vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz und schlägt die Augen nieder.

Er steht vor dem rosenumgebenen Kreuz:

Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt; —
Doch, von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt:
Es steht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt?
Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das schroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

Man muß zu Richard Wagners Tannhäuser oder Parsifal gehen, um ein ähnlich hinreißendes, lebenerweckendes Symbol zu finden. Im Mittelalter hat man sich jahrhundertelang gestritten, ob die Idee wirkliche Gestalt hätte. Hier ist sie erschaut.

Goethe kommt weiterhin in der Dichtung deutlicher auf seine eigene Lebensgeschichte zurück. Er gedenkt seiner jungen Kraft, die schrankenlos in die Welt herausbrach. Er erinnert sich der Hemmung, die der Strom der Welt ihm entgegenstellte. Er erinnert sich des Sturmes und Streites beim Zusammenstoß, und des Sieges, den er durch Selbstverleugnung erkämpfte:

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort.
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort.
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet! —

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt:
Doch, wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen
Und sagen: Das ist er! Das ist sein eigen!

Ähnlich war auch die Lösung Walthers von der Vogelweide, als er mit sich selbst in Fehde lag wegen seiner köstlichen Sangesgabe.

Wer sleht den lewen? Wer sleht den risen?
Wer überwindet jenen und disen?
Daz tuot jener, der sich selbe twinget — —

Die Verse sind stattlich in ihrer naiven Einfachheit; aber sie singen nicht wie die der Geheimnisse. Ihr Klang ist härter; in ihnen ist ein Klang von Forderung ebensowohl wie von geheimem Wissen.

Wie schon erwähnt blieben die „Geheimnisse" Fragment. Goethes Weiterentwicklung brach das Gedicht ab. Sie entfernte ihn von dem Geist und der Sprache der Klostergemeinschaft. Sein starkes Wirklichkeitsgefühl, seine liebende Vertiefung in die Natur, seine beobachtende Freude an allem Menschlichen forderte eine andere Ausdrucksform als die der Legende. Vorläufig fand er eine ausgedehntere Form für seinen Lebensinhalt in der Antike, in der Schönheitswelt der Hellenen.

Es gab Augenblicke in Goethes Leben, in den 1780er Jahren, wo seine Harmonie auf ganz andere Weise als in seinen ersten sturmerfüllten Jugendjahren in Gefahr stand. Es gab Stunden, wo das schwierige, entsagende Verhältnis zu Charlotte von Stein Resignation, Wehmut und Niedergedrücktsein mit sich führte. Dies tritt hervor in dem vollkommensten

kleinen Kunstwerk, welches er jemals geschaffen hat, in der unlöslichsten Vereinigung von Gedanke, Wort und Rhythmus, welche er jemals erreicht:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur: balde
Ruhest du auch.

Es ist ein müdes Haupt, das sich da der herannahenden Nacht entgegenbeugt.

Arbeit — die ihm einst Ruhe gebracht — war dabei behilflich, die Krise hervorzubringen. Der Dichter in ihm ruft nach seinem Recht, verlangt nach Freiheit: „Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren ... Der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben — geben Sie mich mir selbst wieder!" Er reißt sich plötzlich von Weimar los. Er flieht nach Italien und findet Befreiung.

Italien hatte ihn lange gelockt. „Kennst du das Land — kennst du es wohl?" Diesen Sehnsuchtssang hatte er Jahre vor seiner Flucht gesungen.

Goethe kam nach Verona im Jahre 1786. Er zog weiter über Vicenza, Padua, Venedig (erster Anblick des Meeres), über Ferrara, Bologna, Florenz nach Rom (29. Oktober). Im Februar 1787 setzt er die Reise nach Neapel fort (Vesuv, Pompeji!), im April und Mai war er in Sizilien. Dann Rückfahrt nach Rom; erst im Sommer 1788 kam er — über Florenz und Mailand — zurück nach Weimar.

Wie eine Offenbarung geht Italien ihm auf:

Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von
Weichen Gesängen — —

Das Land, das Leben, die Kunst — alles wurde ihm zur Einheit, eine Welt von Form und Farbe, eine neue, strahlende Welt, die Welt der Griechen, der Römer, der Renaissance, gesehen in sternenklarer, sangerfüllter Nacht.

Mit der Fähigkeit des Genies, neu zu denken, hatte Johann Joachim Winkelmann (1717—1768) mit der Auffassung seiner Zeit über den Geist der Antike gebrochen. Er zwang das Jahrhundert von dem Rokoko fort, zurück zum Erleben des ursprünglichen Klassischen. Was er selbst in der Kunst der Antike sah, formte er zu einer Linie, die für das Streben der Nachwelt die Losung wurde: „Edle Einfalt und stille Größe". Die Worte strahlen ein Licht aus bis zu Carstens, Thorwaldsen und Schinkel. Auch

bis zu Goethe: er ist der dankbarste Schüler; ganz hingerissen baut er Winkelmann weiter aus.

Fern und halb vergessen lag das Straßburger Münster; er fühlt, als ob er für ewig „unsere Tabakspfeifensäulen, spitzen Türmlein und Blütenzacken" los wäre. Er versenkt sich in die Schönheit der Antike, in ihre reine Menschlichkeit, in ihre abschließende Harmonie. Mit Empfindungen, „die nicht auszusprechen sind", steht er vor dem Minerva-Tempel in Assisi. Hier streben die Linien nicht von der Erde fort wie bei dem gotischen Dome. Hier war keine entzweiende Empfindung des Mangels, aber Schönheit in der Ruhe, in der Selbstverständlichkeit. Hier findet Goethe die Klarheit, den höheren Stil, die Ruhe, die Einfachheit, die schon längst sein Ideal in der Kunst und im Leben gewesen ist.

In dieser Umgebung empfindet er von neuem, daß das Verhältnis zu Charlotte von Stein und die emsigen Arbeitstage in Weimar — einst so stärkende, so erziehende Kräfte — damit geendigt hatten, eine Gefahr für ihn zu werden. Seine Augen waren trübe geworden, die Erdenlandschaft nebelig, aber nun leuchtet sie um ihn her; jetzt steht er da, aufrecht und strahlend, und verteidigt das Recht seines Blutes. Er weist auf die Antike hin und fragt, ob es derselben nicht geglückt ist, Freude und Geist zu vereinigen. Er ist nicht zurückgekehrt zu der Unruhe und dem Trotz seiner ersten Jugend; sondern er lebt in einer Welt, welche seinen Drang nach Unendlichkeit und nach irdischer Freude versöhnen kann: „Die Welt der Schönheit".

Mit ruhiger Gewissenhaftigkeit gibt er die Askese auf und empfindet dies als Befreiung, als Gesundheit, als Vollendung. Italien bedeutet für ihn „neues Leben". Er nennt den Tag, da er nach Rom kam, seinen „zweiten Geburtstag". Das „Sehnsüchtige" in ihm wird wie durch eine erfüllte Liebe beruhigt; er hat die Empfindung, als ob er nie wieder ganz unglücklich werden könnte. Seine Dichtung nimmt gleich das Gepräge dieses Übergangs an. In seinen römischen Elegien singt er das Lob der sinnlichen Freude. Er wagt dies zu tun, weil er weiß, daß sie eine tiefere Bedeutung hat, weil Seele und Auge sich in dem Erlebnis des Schönen, in Anbetung des Lebens begegnen. Der Rhythmus des menschlichen Körpers erklärt ihm die Sprache des weißen Marmors und wird eins mit dem Rhythmus, der durch alles Erschaffene bebt.

Goethe verwirft nicht die Entsagung; auch in ihr ist Lebensnotwendigkeit; aber Besitz und Fähigkeit zur Entsagung sind für ihn jetzt nicht mehr Gegensätze. „Der Mensch ist Herr ..."

Johannes Jörgensen hat in seiner sonst so einnehmenden und verständnisvollen Arbeit „Das Goethe-Buch" den Stab gebrochen über des Dichters Übergang zu der Schönheit und Erdenfreude der Antike. Er glaubt, daß Goethe, wie er in Weimar dastand, stark in der Entsagung,

alle Voraussetzungen in sich vereinigte, um in die verborgensten Kräfte der christlichen Religion und in das innerste Verlangen des Menschenherzens einzudringen. Er trauert über den „Heiden", der in „Versteinerung" endigt.

Aber es lag tief im Wesen Goethes, daß er in erster Linie der Dichter des Diesseits werden mußte. Seine Ehrfurcht vor „Geheimnissen" war unbegrenzt, aber sie war gepaart mit Furcht. Er sagt: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren." Das Organ seiner Inspiration und seines Wesens war sein Auge. Das Unerforschliche lockte ihn: immer wieder nahte er sich ihm. Aber es war ihm nicht geheuer, wenn ihm die Welt der fünf Sinne außer Sicht kam. Die Natur war die Vermittlerin für sein Verständnis. Man kann es eine begrenzte Form nennen; aber er gab ihr einen unbegrenzten Inhalt. Dies versteht man, wenn man seine Dichtung im Zusammenhang, bis zu dem schwindelnden Gipfel des zweiten Teils des Faust, verfolgt. Auch als Mensch wurde er durch die Begrenzung nicht weniger groß. Er verließ die Mönchsgemeinde der „Geheimnisse", aber er blieb dem „Humanus" treu. Er gab seine Wahrheitsliebe nicht auf; es war ja auch erst in späteren Jahren, daß er selbst sie als die Tätigkeit erklärte, das Gute zu finden und zu schätzen.

Aber man kann doch bemerken, daß nach Goethes Jahren in Italien das Gute mehr als vorher in dem „Schönen" aufgeht. Goethes Schönheitsgefühl war angeboren. Als Kind brach er einmal in einer Gesellschaft in stürmisches Weinen aus, weil sein Auge auf ein häßliches Kind fiel, und er verlangte, daß „das schwarze Kind" herausgebracht werde. Er duldete niemals Unordnung um sich, seine Schrift war allezeit deutlich und reinlich. Hier eine stark bezeichnende Anmerkung über den ethischen Inhalt, den er dem Schönen gab. Goethe war selbst Zeichner und Maler und betrachtete gern die Arbeiten anderer; aber er haßte Karikaturzeichnungen und wollte sie nicht sehen. Sein Sinn — sonst so offen für den Scherz — nahm sie tief ernst, fand etwas vom Mephisto, vom Niederreißenden und Verneinenden darin. Die Aufgabe der Kunst war ihm eine andere: das Wesen des Genies war Wahrheitsliebe. Mit weit offenen Augen schaut er sich um auf Gottes Erde und preist das Gute, das Schöne.

Aber selbstverständlich hat seine Wahrheitsliebe nicht immer ausgereicht. Seit er seinen „Sturm und Drang" überwunden, nachdem er gelernt hatte, das Wesen der Kunst als „edle Einfalt und stille Größe" aufzufassen, geht es ihm, wie es gerne Menschen geht, denen eine neue Offenbarung und Form aufgegangen: sie wenden sich, und dies um so mehr, gegen ihr altes Ich. Mit Mißtrauen vernahm Goethe die lauten Ausbrüche, die Sprache der ungezügelten Gefühle, der Dissonanzen. Darum stand er unverstehend, als Deutschlands größter dramatischer

Dichter, Heinrich von Kleist — ein Genie, zerrissen durch die „Verwirrung der Gefühle“ — auf den „Knien seines Herzens“ seine Hilfe erflehte. Ebenso unwillig sah er auf die Empfindsamkeit der religiösen Schwärmerei, eben deshalb konnte er die Frömmigkeit Lavaters verkennen, des Jugendfreundes, des von Herzen Reinen. Und der und jener begeisterte Gast ging abgekühlt aus Weimar fort, zurückgestoßen durch Goethes olympisches Wesen. —

Die Heimkehr aus Italien nach Weimar (1788) war für Goethe ein Leiden. Es hieß zurückkehren zu einem „grauen Tag“, zu Herders bitterem Mißmut, zu dem endgültigen Bruch mit Charlotte von Stein. Und außer der Bürde kleinlicher Umgebung wurde ihm bald die ständige Last des Sturmes der Weltbegebenheiten auferlegt.

Er ging zu seiner Arbeit. Er trat wieder ein in den Rat des Herzogs, aber diesmal in freierer Stellung als früher. Es war die Sorge für Kunst und Wissenschaft — unter anderem für die Universität in Jena —, die in seine Hand gelegt wurde. Im Jahre 1791 übernahm er auch die Leitung des neueingerichteten Theaters in Weimar. Er ging mit Eifer an die Aufgabe und verfolgte dabei seine eigenen Grundsätze. Er legte mehr Gewicht auf die Vollkommenheit des Zusammenspiels als darauf, einzelne „Sterne“ glänzen zu lassen; „in jedem Stücke suchte ich den Vorzüglichsten zu bemerken und ihm die anderen anzunähern“. Er verlangte, daß sein Theater sich rühmen konnte, das beste Zusammenspiel im damaligen Deutschland aufzuweisen, und dies, obgleich die Schauspieler zu ausgeprägter Rücksicht auf den Zuschauerraum ausgebildet wurden; zufolge Goethes Theaterregel durfte kein Schauspieler „aus mißverstandener Natürlichkeit im Profil spielen oder den Zuschauern den Rücken zuwenden.“

Auch in Goethes Theaterleitung herrscht seine Wahrheitsliebe: denn auf allen Gebieten seiner Wirksamkeit ist diese das Zeichen, an dem man ihn erkennen kann. „Ein Stück mußte etwas sein, um Gnade zu finden. Es mußte groß und tüchtig, heiter und graziös, auf alle Fälle aber gesund sein und einen gewissen Kern haben. Alles Krankhafte, Schwache, Weinerliche und Sentimentale, Greuelhafte und die gute Sitte Verletzende war ein für allemal ausgeschlossen.“

Goethe übernahm das Theater, um ein Gegengewicht gegen seine Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Studien zu haben: „Damit ich von dichterischer und ästhetischer Seite nicht allzu kurz käme.“ Sein eigenes Schaffen lag nach seiner Heimkehr so ziemlich brach.

Da begegnete er Friedrich Schiller (1794). Vier Jahre danach konnte er an ihn schreiben: „Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht.“

Die beiden Männer waren sehr verschieden. So abhängig Goethes Inspiration von dem Auge und dem Erlebnis war, so sehr war die Schillers

von der abstrakten Idee abhängig. Aber sie begegneten sich in dem Begriff des „Schönen“; der eine sah es, der andre wollte es herabrufen. Schiller schreibt an Goethe:

Wahrheit suchen wir beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

Diese Verse befinden sich unter den „Xenien“, der großen Epigramm-Sammlung, welche das Bündnis der beiden Dichter der Welt offenbarte (1796). Sie bedeutet eine Abrechnung mit dem bürgerlich Begrenzten der damaligen deutschen Literatur; mit dem Sterbenden; dahinter liegt das Zeitalter des Rationalismus, und nach ihm kommt das Zeitalter der Romantik.

Das Zusammensein und der Briefwechsel mit Schiller wurden für Goethe eine ständige Anregung zum dichterischen Schaffen. Sie nahm die verschiedensten Formen an: Epische Gedichte mit reicherem Inhalt als Goethes ältere „Balladen“, ein episches Idyll, aber auf großem und sturmbewegtem Hintergrund (Hermann und Dorothea, 1797), neue Szenen aus der Faust-Tragödie. Schiller war, wie Goethe, ein „Grieche“; und das Antikisierende in Stoff und Stil tritt in diesen Jahren bei Goethes Dichtung stärker als je hervor. Oft geschieht es, daß die „edle Einfalt und stille Größe“ sich in Allegorie umwandelt — in erstarrenden Zügen —, der Anschaulichkeit ermangelnd. Aber noch öfter hat das Symbol Blut.

Es tritt allmählich mehr und mehr Symbolik in Goethes Dichtung. Er ergreift die Wirklichkeit, aber er *hebt sie auf*. Es ist ihm eine „Freude und Beruhigung“, daß hinter seinen erdichteten Gestalten „etwas Allgemeines, Höheres verborgen liege“. Er berichtet, daß immer etwas Höheres auch scheinbar unbedeutenden Dingen in Wilhelm Meister zugrunde liegt. Schon im Jahre 1779 nennt er sein eigenes Schicksal symbolisch, und er wiederholt dies 47 Jahre später. Jeder Mensch hat wohl in sich etwas, das er in seiner Persönlichkeit ausdrücken will. Goethes Stärke besteht darin, das Symbolische in dem Einzelnen darzustellen — den Einzelnen im Zusammenhang mit dem „Höheren“ zu sehen, ihm die Größe eines Typus zu geben. In den Geheimnissen (auf Grundlage der christlichen Allegorie) und später in Pandora (auf Grundlage des antiken Mythus) suchte er das „allgemein“ Menschliche in einer ganzen Welt, im Faust suchte er eine ganze Welt in einem Menschen zu finden. Nur die Faust-Dichtung ward vollendet; die anderen blieben unvollendet.

Es liegt im Wesen von Goethes Lebensanschauung, daß das „Symbolische“ in seinen dichterischen Gestalten zu allererst das Gute in seinen tausendfältigen Spiegelungen im Menschenherzen darstellt. Er läßt das Gute den Konflikt lösen. Goethe vertraut Schiller an: „Ich kenne mich

nicht selbst genug, um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte; ich erschrecke aber bloß vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte." Viele Jahre später kommt eine bestätigende Erklärung: „Ich bin nicht zum tragischen Dichter geboren, da meine Natur konziliant ist; daher kann der reintragische Fall mich nicht interessieren, welcher eigentlich von Hause aus unversöhnlich sein muß." Wie leicht kennt man ihn wieder in diesen Worten!

Nehmen wir seine Dichtungen vom Ende des 18. Jahrhunderts! Zuerst seine Iphigenie (1787). Dem Drama liegt eine Arbeit von Euripides zugrunde, „Iphigenia in Tauris". Aber es ist ein Unterschied zwischen dem Vorstellungskreise des griechischen Dramas und Goethes Vorstellungswelt, ähnlich dem Unterschied zwischen der mittelalterlichen Lohengrindichtung und dem Wagnerschen Lohengrin, wo die verbotene Frage statt einer märchenhaften Ausschmückung zum Symbol des notwendigen Vertrauens im Liebesverhältnisse wird: „Nie sollst du mich befragen, noch Wissens Sorge tragen, woher ich kam der Fahrt, noch wie mein Nam' und Art!" — Bei Euripides erlangt der Muttermörder Orest Vergebung seiner Sünde durch eine äußere Handlung: Im Barbarenland soll er ein heiliges Götterbild suchen und retten. Und er entgeht dem Tode, indem eine Gottheit einschreitet und den zornerfüllten Barbarenkönig zurückhält. Bei Goethe erfolgt die Rettung des Oreſtes, eine Rettung in doppeltem Sinne, durch die Liebe eines Menschen, durch das Licht, das von der hohen und reinen Gestalt Iphigeniens, der Schwester, ausstrahlt. Iphigenie glaubt an ihn, und dies richtet ihn auf aus der zerschmetternden Gewissensangst. Und Iphigenie rettet ihn vor der Rache des Barbarenkönigs, nicht durch Betrug oder mit Hilfe einer Gottheit, wie in dem griechischen Drama, sondern durch die Macht, die in ihrer Wahrhaftigkeit liegt und in ihrem kindlichen Vertrauen zu dem Guten im Menschen. In dieser Weise überwindet sie den Barbarenkönig: „Die Wahrheit wird euch frei machen." Über die ganze Handlung hat Goethe selbst folgendes Motto gesetzt:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Im Tasso (1789) hat Goethe einen Künstler (Tasso, den Dichter) und einen Hofmann oder Politiker (Antonio) einander gegenübergestellt. Will er sich jetzt rächen, weil er oft Widerstand am Hofe zu Weimar fand, weil Adelsdummheit und Phantasielosigkeit ihn Emporkömmling und Schwärmer schalten? Ein Sturm- und Drangdichter hätte sich an den Männern des Hofes rächen wollen, und Goethes Drama war anfänglich nicht ohne Bitterkeit. Aber während der Arbeit lernte er beide Seiten

klar beurteilen. Die Erfahrung, die Vorsicht kommen auch zu ihrem Recht. Goethe schreibt kein Revolutionsschauspiel, er schreibt ein Drama über Menschen, welche im tiefsten Grunde das Richtige wollen, wenn auch auf verschiedene Weise. Er beurteilt nicht nach Meinungen. Er weiß, Meinungen sind ein mangelhafter Ausgangspunkt, wenn man das Menschliche sucht. Das Reich der Wahrheit ist groß:

Zwei Männer sind's, ich hab' es lang gefühlt,
Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht einen Mann aus ihnen beiden formte.

Es gibt keine „Verderbnis" so tief, daß Goethe nicht in sie eindränge, um das Gute in ihr zu sehen. Christus und Eros sind die einzigen göttlichen Wesen, welche den Menschen durch die höchste Höhe und die tiefste Erniedrigung folgen; und zu den Gemütern, die teil an dieser Treue haben, gehört Goethe. Im Hause der Sünderin begegnet er „einem menschlichen Herzen". Das Wahrheitsuchende in Christi Wort: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der hebe den ersten Stein auf!" wird in Goethes Gedicht „Der Gott und die Bajadere" (1797) zum Scheinwerfer über das Gute in denen, welche menschlicher Selbstbetrug oder Unehrlichkeit zu steinigen sich berufen fühlt. Das Gedicht ist „eine indische Legende" — es klingt aus der Ferne und kommt uns doch so nah:

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechstenmal,
Daß er unsersgleichen werde,
Mitzufühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich, hier zu wohnen,
Läßt sich alles selbst geschehn.
Soll er strafen oder schonen,
Muß er Menschen menschlich sehn — —

Der Gott tritt zu der Bajadere, der Sünderin, herein. Er „heuchelt" Müdigkeit und Schmerzen — und er begegnet einem bereitwilligen Mitleid:

Bist du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willst, das sollst du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

„Sklavendienste" fordert der Gott von ihr, und sie hat kein Nein für ihn. Mitgefühl wird zur Zärtlichkeit, zur Liebe. Sie übt das Gute, und stärker und stärker wird sie in dessen Gewalt gezogen.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und sie fühlt der Liebe Qual.
Und das Mädchen steht gefangen,
Und sie weint zum erstenmal;
Sinkt zu seinen Füßen nieder,
Nicht um Wollust noch Gewinnst — —

Als der Morgen graut, findet sie den Geliebten tot an ihrem Herzen. Aber niemand vermag ihre geläuterte Seele von ihm zu trennen, keine Pharisäer-Vorschrift kann die „Sünderin" hindern, sein Flammenlager zu teilen und in den Armen des Gottes aus den Flammen emporzusteigen:

Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

„Des verlorenen Kindes" Heimkunft! Die himmlische Wahrheitsliebe hat gerichtet. Wort und Handlung eines Menschen sind nicht der Mensch selbst; der eigentliche Mensch ist das verborgene, gottähnliche Ich, welches auf seine Erlösung wartet. „Ein menschliches Herz"!

Aber nehmen wir vor allem den Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre (1796)! Ich weiß wohl, viele Menschen finden dieses Buch ungleich, unzusammenhängend, langweilig. Und anfänglich kann es auch moderne Begriffe verwirren. Man muß erst lernen, sich in den altmodischen Zuschnitt zu finden, in die frühere Schriftstellertechnik. Wir sind es nicht gewohnt, daß der Dichter selbst in die Handlung eingreift — wie z. B. wenn die Gräfin und Wilhelm Meister sich küssen und Goethe hinzufügt: „O, daß ein solcher Augenblick nicht währen kann, und wehe dem neidischen Geschick, das auch unseren Freunden diese kurzen Augenblicke unterbrach." Wir werden überrascht durch des Dichters offenkundig ausgedrückte Diskretion bei einem ähnlichen Auftritt (zwischen Wilhelm und Marianne): „Wer wagte hier zu beschreiben, wem geziemt es, die Seligkeit zweier Liebenden auszusprechen! Die Alte (Barbara) ging murrend beiseite, wir entfernen uns mit ihr und lassen die Glücklichen allein." Wir dürfen keinen Anstoß an den wunderlichen Übergängen in der Erzählung nehmen, wenn es z. B. heißt: „Es ist nun Zeit, daß wir auch die Väter unserer Freunde kennen lernen"; oder wenn da steht: „Friedrich erzählte ein Märchen, mit dem wir ein andermal unsere Leser bekanntzumachen gedenken"; oder bei folgendem Anlaß: „Lothario und Jarno führten ein sehr lebendiges Gespräch, das wir gerne, wenn die Begebenheiten uns nicht zu sehr drängten, unsern Lesern hier mitteilen würden." Wir müssen uns darein schicken, daß Goethe bei einer Gelegenheit, wo Marianne schläft, wünscht: „daß unser Held für seine Lieblingsgeschichten aufmerksamere Zuhörer künftig finden möge". Wir müssen uns auch eine lange

Motivierung eines längeren Zeitüberspringens im Gang der Erzählung gefallen lassen; wir müssen Goethe glauben, daß was er vom Wilhelm Meisters Leben während dieser Zeit uns hätte mitteilen können, unsere Aufmerksamkeit nicht würde gefesselt haben. Wir müssen doch versuchen, uns über die Macht des Gewohnten hinwegzusetzen und mit der Möglichkeit zu rechnen, daß ein gewisser Reiz in dem allem liegen kann, in Goethes freundlicher Art, sich selbst und seine Leser mit in den Roman einzuführen. Er zeigt uns Vertraulichkeit, er führt die Leser zum behaglichen Selbstbetrug, daß sie an der Arbeit mitbeteiligt seien.

Und wer wird sich nicht über die wundersame Sprache in Wilhelm Meisters Lehrjahre freuen! Es sind nicht die Einzelheiten, die so bemerkenswert, nicht die einzelne „große Geste", nicht die Antithese des französischen Stils, nicht Wort oder Satz, der gleichsam emporgehoben und festgehalten wird, um richtig beleuchtet zu werden: Es ist eine Sprache, die uns niemals die Wahrheit über der Form, der glänzenden Wendung vergessen läßt, die er ihr gibt. Die Schönheit dieser Sprache liegt in ihrer stets vorhandenen Kraft, ihrem stets warmen Klang. Sie hat des Dichters Natur, des reifen Goethe ruhige Gewalt. Sie fließt wie ein breiter Strom.

Und was führt er nicht alles mit in seiner geheimnisvollen Tiefe! Junges Streben und junges Glück, Sehnsucht und Leidenschaft — Menschenschicksale, die im Licht der tiefsten Weisheit vervollkommnet werden. Diese Weisheit ist es, die hier in jede der erdichteten Gestalten etwas „Allgemeines, Höheres" hineinlegt. Aber das hindert diese nicht, ihr eigenes individuelles Leben zu leben.

Es ist wahr, daß die eine oder die andere von ihnen nur Silhouettenumriß haben und der Erinnerung leicht entgleiten können. Aber neben den Schattenbildern leben Gestalten von Fleisch und Blut —: so Mignon, die Unvergeßliche, das Kind der stummen Sehnsucht, so Philine, Kind des flüchtigen Glückes, betörend liebenswürdig in ihrer naturbedingten Gedanken- und Treulosigkeit.

Gegen Schluß von Wilhelm Meisters Lehrjahre führt Goethe uns ein in einen Kreis von „Eingeweihten", eine heimliche Bruderschaft (ähnlich dem Illuminatenorden, dem er selbst angehörte). Man hat diese „Mystik" kritisiert, welche von dem Reinmenschlichen fortführen soll. In Wirklichkeit wird es die Kritik sein, die auf falscher Spur geht. Das Innerste des Geheimnisses, welches die Ordensbrüder des „Turmes" vereinigt, liegt offen zutage. Es ist die göttliche Wahrheitsliebe, die Goethe zu der seinen gemacht hat. Es genügt zu hören, was Jarno dem Wilhelm Meister über seinen Lehrer, den Abbé, berichtet: „Ich hatte kein anderes Interesse, als die Welt kennen zu lernen wie sie war, und steckte mit dieser Liebhaberei die übrigen besten Gefährten an, und fast hätte darüber unsere ganze Bildung eine falsche Richtung genommen; denn wir fingen

an, nur die Fehler der anderen und ihre Beschränkung zu sehen und uns selbst für treffliche Wesen zu halten. Der Abbé kam uns zu Hilfe und lehrte uns, daß man die Menschen nicht beobachten müsse, ohne sich für ihre Bildung zu interessieren, ... was ihn uns so schätzbar macht, was ihm gewissermaßen die Herrschaft über uns alle erhält, ist der freie und scharfe Blick, den ihm die Natur über alle Kräfte, die im Menschen nur wohnen und wovon sich jede in ihrer Art ausbilden läßt, gegeben hat. Die meisten Menschen, selbst die vorzüglichen, sind nur beschränkt; jeder schätzt gewisse Eigenschaften in sich und andern, nur die begünstigt er, nur die will er ausgebildet wissen. Ganz entgegengesetzt wirkt der Abbé: er hat Sinn für alles, Lust an allem, es zu erkennen und zu befördern. — Nur alle Menschen machen die Menschheit aus, nur alle Kräfte zusammengenommen die Welt. Jede Anlage ist wichtig, und sie muß entwickelt werden ... Sie werden über diesen Text den Abbé noch oft genug hören, und so lassen Sie uns nur immer recht deutlich sehen und festhalten, was an uns ist und was wir an uns ausbilden können; lassen Sie uns gegen die andern gerecht sein, denn wir sind nur insofern zu achten, als wir andere zu schätzen wissen."

Diese Worte sind „der Weisheit letzter Schluß" in Wilhelm Meisters Lehrjahren. Sie erklären die milde Weisheit in dem Ernst des Romans. Goethe hat gesichtet, aber er hat nicht gerichtet. Er hat sich umgesehen nach den Anlagen, die sich entwickeln könnten, nach den tausend Spiegelungen des Guten.

Goethes Wilhelm Meister zieht in die Welt hinaus, um das Glück zu finden. Er glaubt, es liegt im Ungebundenen, Schrankenlosen. Aber seine Lehrjahre führen ihn schließlich zu einem festen Punkt, zu einer bestimmten Tätigkeit, zu einem Platz im Leben. Er ist „wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand". Novalis, welcher in den Wochen nach dem Tode seiner geliebten Sophie in der Poesie dieses Romans Vergessen suchte, konnte sich mit dem Ausgange nicht versöhnen. Für ihn sah es aus, als ob „das Romantische, das Wunderbare" in „Ökonomie" endete. Goethe selbst hat in dem Roman die praktische Tätigkeit verteidigt, und zwar eine Tätigkeit, die ihm so ferne stand wie die des Kaufmanns. Werner, der Freund Wilhelm Meisters, ist beschränkt und blind genug für die „Anlage" anderer; das hindert nicht, daß — ideell gesehen — ein richtiger Gedanke in seinem Lob über seinen eigenen Stand liegt. „Ich wüßte nicht, wessen Geist ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter sein müßte, als der Geist eines echten Handelsmanns."

Es ist Goethe der Künstler, der sich zur Arbeit bekennt, zu der Arbeit, die Zusammenhang mit anderen gibt. Er will kein Zigeuner sein, er will seinen geordneten Platz unter den Menschen haben. Aber deshalb ist er

kein Philister. Der feste Punkt der Arbeit, die er verherrlicht, soll ein Ausgangspunkt, ein Auslugposten sein. Es heißt bei Goethe: „Man sollte alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen."

Mit diesem seelischen Gleichgewicht, mit dieser umfassenden Ruhe des Gemüts begegnet er den Problemen des neuen Jahrhunderts: der Revolution und den Revolutionskriegen und neuen mächtigen Strömungen auf dem Gebiete des geistigen Lebens.

3. Kapitel / Das neue Jahrhundert

Die französische Revolution wirkte äußerst verschieden auf die deutschen Gemüter. Es gab alte und junge Idealisten, die ohne Vorbehalt den französischen Revolutionsmännern zujubelten. Aber als die Umwälzung einen blutigen Verlauf nahm, wurde man bedenklich. Es gab viele, die nun ebenso eifrig verdammten, wie sie früher gesegnet hatten.

Klopstock, der einmal eine hochgesinnte Ode über „den kühnen Reichstag Galliens" geschrieben, mündete in ein Gefühl des Kummers wie von „verschmähter Liebe". Zur ewigen Ehre wird es Immanuel Kant gereichen, daß er im Jahre 1798 — vierundsiebzig Jahre alt und mit allen Greueln der Revolution in frischer Erinnerung — doch deren Idee Gerechtigkeit widerfahren lassen konnte: Sie hat „eine Anlage und ein Vermögen in der menschlichen Natur zum Besseren aufgedeckt, dergleichen kein Politiker aus dem bisherigen Laufe der Dinge herausgeklügelt hätte. Wenn der bei dieser Begebenheit beabsichtigte Zweck auch jetzt nicht erreicht würde, wenn die Revolution oder Reform der Verfassung eines Volkes gegen das Ende doch fehlschlüge, so verliert jene philosophische Vorhersagung doch nichts von ihrer Kraft. Denn jene Begebenheit ist zu groß, zu sehr mit dem Interesse der Menschheit verwebt und ihrem Einfluß nach auf die Welt in allen ihren Teilen zu ausgebreitet, als daß sie nicht den Völkern bei irgend einer Veranlassung günstiger Umstände in Erinnerung gebracht und zu Wiederholung neuer Versuche dieser Art erweckt werden sollte."

Bereits die berühmte „Halsbandgeschichte" — der große Skandalprozeß in Paris (1785) — hatte Goethe mit Ahnung einer Katastrophe erfüllt. „In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnete", sah er in „gespensterhafter" Beleuchtung Kräfte der Auflösung. Er spricht von einem „unaussprechlichen Eindruck". Freunde konnten ihm später erzählen, daß er ihnen damals „wie wahnsinnig" erschienen sei.

Bei dem jungen Goethe — so wenig er auch ein theoretisierender Politiker war — gab es Opposition genug gegen den herrschenden Ständestaat. Hie und da hört man doch einen revolutionären Klang. Werther fragt: „Weshalb habt ihr's gelitten?" Er spricht von seiner Ehrfurcht vor dem Volke, das sich „unter dem unerträglichen Joch eines Tyrannen"

abmüht, das „endlich aufgärt und seine Ketten zerreißt". Aber bedeutungsvoller als diese Deklamation ist Werthers Unwille gegen die Gesetze, „diese kaltblütigen Pedanten". Ein Mensch, welcher aus Not stiehlt, verdient nach Werthers Auffassung Mitleid, aber nicht Strafe.

Und sehen wir Gretchen im Faust an! Wir sind vertraut mit Gretchen. Wir denken nicht über ihre besondere Stellung nach. Aber wie ist es doch eigentlich um sie beschaffen? Ja, die Heldin in Goethes vornehmster Dichtung ist eine Kindesmörderin! Unter den Fragen, die Goethe bei seinem juristischen Examen zur Erörterung stellte, war folgende: „Ob die Kindesmörderin mit dem Tode zu bestrafen". Seine Antwort kennen wir nur durch den Faust. Durch die Glorie, die Goethe um die Gestalt Gretchens gelegt, hat er den Gesetzen, „dem Urteil der kaltblütigen Pedanten", und der ganzen bürgerlichen Gemeinschaft getrotzt.

Goethes Empörung über versteinerte Gesetze hat im Faust einen heftig klingenden Ausdruck gefunden:

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ewige Krankheit fort.
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider! nie die Frage.

Diese Linien finden sich nicht in der ältesten Faustniederschrift (aus dem Jahre 1770). In der ersten gedruckten Auflage sind sie aufgenommen, im „Fragment" von 1790. An diesem Zeitpunkt hatte die französische Revolution ihren Anfang genommen.

In Hermann und Dorothea (1797) erinnert sich Goethe der Stimmung, die die Weltereignisse geschaffen:

Denn wer leugnete wohl, daß hoch ihm das Herz sich erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob.

Aber bald sah Goethe neue Schatten über „der neuen Sonne". Sein Gemüt, das durch den Geist der Brutalität immer peinlich berührt wurde, krampfte sich zusammen bei der Botschaft von den Blutströmen, die in den Straßen der französischen Hauptstadt flossen. Und ihm wurde bange, daß die Kulturwelt zusammenbrechen würde. Seine Liebe zu der friedlichen Wechselwirkung aller Gedanken, zur Zusammenarbeit aller guten Kräfte, litt unter dem Druck des Fanatismus. Er wurde voll Mißtrauen gegenüber den Revolutionsmännern und der Fähigkeit des Volkes, zu herrschen. In seiner Dichtung der fünfziger Jahre tritt dies Mißtrauen

zuweilen stark hervor, aber ohne Fähigkeit, ein Werk von Bedeutung hervorzubringen. Für den Künstler Goethe war Sympathie das notwendige Verbindungsmittel mit dem Dasein.

Es war Goethes Hoffnung, die Revolution werde Deutschland nicht erreichen, sein eigenes Volk werde sich so entwickeln, daß es an ihr vorbeikommen könnte. Dennoch war er kein Reaktionär. Er stand alle Tage mit dem Gesicht nach dem Winde gedreht, nach dem Winde der Tradition, der Vorurteile, des Schlendrians. Das Gute war das Gute, in welchem Lager es sich fand. Seine eigene Stellung in der weimarischen Regierung hatte ihm ein tiefes Verstehen für die Mängel des Lebens gegeben. Ein Herz wie das seine war selbstverständlich für Eindrücke stark empfänglich. Minister Wolfgang Goethe konnte mit seinen Gefühlen so sehr in Einzelheiten gehen, daß er Trostbriefe an ihm ganz unbekannte Arme schrieb und fragte, was er ihnen geben könnte. Während seiner Barmherzigkeitsreise im Harz schreibt er an Charlotte von Stein: „Wie sehr ich wieder auf diesem Zuge Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden — Dulden — Ausharren in un— — ich will mich nicht in Ausrufen verlieren!“ 1782 schreibt er einem Freund an Karl Augusts Hof: „So steig' ich durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Notdürftigste abfordern, das doch auch ein behaglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich schwitzte; du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die anderen und säugen ihnen den filtrierten Saft aus den Leibern, und so geht's weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann.“ Nähere Erklärung gibt ein Brief an Herder (1784): „Übrigens ist (in den Geschäften) keine Freude zu pflücken. Das arme Volk muß immer den Sack tragen.“ — In Wilhelm Meisters Lehrjahre (1796) zieht Goethe (Lothario) zu Felde gegen den ganzen „Lebenshokuspokus“ und gegen die „beschränkten und beschränkenden Vorrechte“, gegen die „Geister unserer Vorfahren“, die in der neuen Zeit noch spuken.

In einem so langen Leben wie Goethes kann man natürlich Äußerungen über Politik finden, die einander widersprechen. Es wäre unnatürlich, nicht einmal sympathisch, wenn es anders wäre. Goethe war kein Rechthaber; wenn die Begebenheiten ihn überführten, gab er es offen zu. Das Bemerkenswerteste an seiner Entwicklung ist, daß er im großen ganzen gesehen, stetig liberaler wird, daß er von der Wucht der Geschichte mehr und mehr unabhängig wird.

Der französischen Revolution gegenüber kam er zeitig zu der versöhnenden Einsicht, daß die Katastrophe eine „Naturnotwendigkeit" war. Er braucht diesen Ausdruck in einem Brief an Schiller vom Jahre 1802. Mit aller wünschenswerten Deutlichkeit hat sich der 75jährige Goethe 1824 ausgedrückt (an Eckermann). Er spricht zuerst von einer seiner erdichteten Gestalten, der Gräfin in dem Revolutionsschauspiel „Die Aufgeregten" (1793). Sie ist während der Umwälzung in Paris gewesen, und nun äußert sie sich: „Seitdem ich bemerkt habe, wie sich Unbilligkeit von Geschlecht zu Geschlecht so leicht aufhäuft; seitdem ich mit Augen gesehen habe, daß die menschliche Natur auf einen unglaublichen Grad gedrückt und erniedrigt, aber nicht unterdrückt und vernichtet werden kann — zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, und wenn ich auch unter dem verhaßten Namen einer Demokratin verschrien werden sollte." Der alternde Goethe schließt sich ihr an und setzt fort: „Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein, denn ihre Greuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohltätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. — Ebensowenig war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgendeine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird."

„Weil ich nun aber die Revolution haßte, so nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten."

„Die Zeit aber ist in ewigem Fortschreiten begriffen, und die menschlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Gestalt, so daß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist."

„Ist aber ein wirkliches Bedürfnis zu einer großen Reform in einem Lande vorhanden, so ist Gott mit ihr und sie gelingt. Es war sichtbar mit Christus — es war ebenso sichtbar mit Luther. Beide genannten großen Kräfte aber waren nicht Freunde des Bestehenden; vielmehr waren beide lebhaft durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse, und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen und bleiben könne."

Man spricht von „goldenen Worten"!

Goethe hat sich wirklich von der heiligen Allianz imponieren lassen. Seine Friedfertigkeit findet in ihr eine Wohltat für die Menschheit. Aber die Reaktion ärgert ihn. 1823 schreibt er über die Führenden: „Sie nämlich rufen die Dummheit und Finsternis zu Hilfe, ich den Verstand und das Licht." Cannings Rede für Portugals Freiheit (1826) reißt ihn zur Begeisterung hin. 1830 nennt er sich — 81 Jahre alt — einen „Liberalen". Man weiß, welchen Klang dieses Wort in jenen Tagen hatte.

Der Alte ist über die Polizei von Weimar tief verärgert: „Ich brauche nur in unserem lieben Weimar zum Fenster hinauszusehen, um gewahr zu werden, wie es bei uns steht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probieren wollten, sogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen fliehen, so schnell sie konnten. Jetzt, wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt und sie mit ihresgleichen vor ihren Türen gerne ein Spielchen machten, sehe ich sie immer geniert, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgend eines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen, oder singen, oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister." Es ist ein Mann von 79 Jahren, welcher dieses Verständnis für den Freiheitsdrang der Knabennatur hat. Goethe sagt: „Meine Hauptlehre ist vorläufig diese: Der Vater sorge für sein Haus, der Handwerker für seine Kinder, der Geistliche für gegenseitige Liebe, und die Polizei störe die Freude nicht."

Wie alle liberalen Deutschen (nach dem Jahre 1800) sieht er sein Freiheitsideal in dem englischen Typus verkörpert: „Es liegt darin, daß die Engländer eben die Courage haben, das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen, es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten; sondern wie sie auch sind, es sind immer durchaus komplette Menschen. Auch komplette Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht."

„Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei anderen Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zugute, ... so daß sie einer weit glücklicheren Entwicklung genießen als bei uns Deutschen." — „Könnte man nur den Deutschen weniger Philosophie und mehr Tatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns schon ein gutes Stück Erlösung zuteil werden." (1828.)

Mehr und mehr wird es Goethe klar, welche Gefahr in dem Vermächtnis der Geschichte liegt. Es gehe uns „alten Europäern" herzlich

schlecht, sagt er in den Tagen der politischen Reaktion, unsere Verhältnisse seien künstlich und kompliziert, unsere Ernährung und Lebensweise ohne die richtige Natur, unsere Geselligkeit ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen; und das Übel wachse von Generation zu Generation; nicht genug, daß wir für die Sünden der Vorfahren leiden — wir überliefern der Nachwelt diese ererbten Fehler, durch unsere eigenen vermehrt. Verheißungsvoll geht Amerika, das Land ohne Geschichte, vor ihm auf.

Amerika, du hast es besser
Als unser Kontinent, der alte.
Hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stören nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Im Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre (1829) kommt er auf den Gegensatz zwischen der Alten und der Neuen Welt zurück: „In der Alten Welt ist alles Schlendrian, wo man das Neue immer auf die alte, das Wachsende nach starrer Weise behandeln will." Goethe weissagt „einen Konflikt zwischen Toten und Lebendigen". Es ist wie bei Ibsen: „Der politische Kampf wird ausgetragen zwischen dem werdenden und dem gewesenen Gewissen!"

Wilhelm Meisters Wanderjahre sind ein Wunder. Ein Dichter, der sein Lebenlang nur zufälligerweise die politischen Theorien streifte, gibt 80 Jahre alt einen politischen Roman heraus, voll von Voraussagungen und voller Weisheit. Die Landesgrenzen fallen vor einem Bund von Freunden, einem Arbeitsbund, vor dem alle Standesunterschiede aufgehoben sind, wo nur das Recht der Arbeit und der Adel der Arbeit Geltung haben. Und hier ist von der Handarbeit, der nützlichen Handarbeit die Rede. Sie wird auf den Rang der Kunst gehoben, ja das Handwerk wird geradezu „Kunst" genannt. Ein eigenes Leben soll die Hand beseelen, so daß sie „eine Natur für sich wird" und „ihre eigenen Gedanken, ihren eigenen Willen hat". Es ist die Freude an der Arbeit, welche die Arbeit erheben soll.

In Goethes Zukunftsstaat — in Wilhelm Meisters Wanderjahren — hat sich auch die Frage des Eigentumsrechtes gemeldet. Saint Simons und Fouriers Ideen klopfen an. Goethe sucht das Problem mit einem Kompromiß zu überwinden. „Besitz und Gemeingut" sind seine Losung. Er will nicht das Recht auf Privateigentum aufheben, und doch fordert er, daß die, welche besitzen, „andere daran teilnehmen lassen". Sie sollen sich nur „als Verwalter" ihres Besitzes betrachten. „Das Kapital soll niemand angreifen, die Interessen werden ohnehin im Weltlaufe schon

jedermann angehören." Goethes Arbeiter hatten bereits einen Anteil an dem Arbeitsgewinn. Wilhelm Meisters Wanderjahre haben einen Untertitel: „Die Entsagenden". Goethe verlangt eine Wirksamkeit, welche aus Achtung vor anderen, richtig aufgefaßt auch aus Selbstachtung, entsagend ist.

Es ist Goethes Wahrheitsliebe, welche sein Verhalten gegenüber den Ideen des neuen Jahrhunderts bestimmt. Er überwindet seinen Unwillen über den einzelnen empörenden Ausschlag des Revolutionswesens: er kommt daran vorbei, er dringt zu dem Guten hindurch und hält sich daran. Er begegnet dem Kommenden mit Zuversicht: „Die Vernunft ist auf das Werdende angewiesen," sagt Goethe, „sie erfreut sich an der Entwicklung." Es gibt Menschen, welche ihre Zuversicht fortwerfen, sobald sie schlechte Erfahrungen gemacht haben. Dadurch macht man sich arm und schwach. Der Lebenskräftige geht mit Zuversicht weiter. Goethe gibt die Zuversicht niemals auf, darum wirkt der Achtzigjährige noch jung.

Und doch: es gibt Widersprüche in allen den freien und weiten Ansichten, welche die Ehre des alternden Goethe ausmachen. Im Alltagsleben und in seinem kleinen Staat ist er nicht so ungebunden wie in seinem Zukunftsroman oder wenn es die Politik des Auslandes betrifft. Insofern unterliegt er dem allgemeinen Gesetz. Die Oppositionspresse in Jena (nach 1815) findet in Goethe einen Anhänger der Zensur. Und er, der mit Anerkennung die freie Verfassung von England hervorhebt, sieht mit tiefem Mißtrauen auf die deutschen Parlamente. In den Tagen des aufgeklärten Absolutismus, und selbst in kleinem Maßstab ein Repräsentant desselben, ist er sich klar darüber, was ein guter Fürst ausrichten kann, und unsicher über das Vermögen der Massen. Er überläßt es „unseren Enkeln", die „auserwählten Weisen" des Volkes zu preisen, — wenn sie können. „Alles Große und Gescheite existiert in der Minorität", sagt Goethe. Selbst „der Weltbund" in Wilhelm Meisters Wanderjahren ist in aller Heimlichkeit unsicher über die Urteilsfähigkeit der Mehrheit: „Wegen der Majorität haben wir ganz eigene Gedanken; wir lassen sie freilich gelten im notwendigen Weltlauf, im höheren Sinne haben wir aber nicht viel Zutrauen zu ihr. Doch darüber darf ich mich nicht weiter auslassen."

Die Sache war die, daß die „Majoritäten" in Goethes Zeit „auf ewiges Opponieren und übellauniges Kritisieren und Negieren" angewiesen waren; und dies paßte Goethes Natur nicht. Da hatte er größeren Respekt vor den Massen, die „zuschlagen", wenn ein Aufstand eine Naturnotwendigkeit wird:

Zuschlagen muß die Masse,
Dann ist sie respektabel;
Urteilen gelingt ihr miserabel.

Und doch wünscht er ja nicht, daß es zum „Zuschlagen" kommen soll. Die Weisheit der Regierung soll darin bestehen, die Massen zu leiten, sei's auch radikal: aber geleitet muß sie werden — an der Revolution vorbei.

Wenn Goethe — seiner Furcht, ein Freund des „Bestehenden" genannt zu werden, ungeachtet — sagen kann, daß er die französische Revolution haßt, so beruht dies (wie angedeutet) im tiefsten Inneren auf seinem Haß gegen alle Gewalttaten, gegen Waffen und gegen Krieg. Wenige Menschen haben wohl den Krieg mit aufrichtigerem Herzen gehaßt als er. Seine Auffassung ist die alte, daß die Sanftmütigen „das Erdreich besitzen werden".

Schon Feindschaft, Hader zwischen Privatpersonen war ihm eine Plage. Mit Verwunderung bemerkt er den gehässigen Ton in wissenschaftlichen Debatten. „Die Gelehrten sind meist gehässig, wenn sie widerlegen; einen Irrenden sehen sie gleich als ihren Todfeind an." „Ein Begabter und ein Talent verfolgt das andere", sagt er zu Eckermann (1830). „Platen ärgert Heine und Heine Platen, und jeder sucht den anderen schlecht und verhaßt zu machen, da doch zu einem friedlichen Hinleben und Hinwirken die Welt groß und weit genug ist und jeder schon an seinem eigenen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffen macht." An Freund Zelter schreibt Goethe: „Kindlein, liebt euch!" Und da er weiß, daß dieses Gebot, welches doch eine ganze Welt in sich schließt, für die meisten Menschen recht nichtssagend ist, fügt er hinzu: „Oder wenn das nicht gehen will, laßt wenigstens einander gelten!" Dies ist eine gewaltsame Einschränkung. Aber in Wirklichkeit ist auch diese Forderung unausführbar — ohne eine Wahrheitsliebe wie die Goethes.

Der Haß, wie die Revolutionskriege ihn mit sich brachten, wurde für Goethe ein Leiden. Aber der Krieg hat in ihm nichts geknickt. Er fühlte ihn als ein Hindernis, aber nicht als eine Übermacht.

Goethe kannte den Krieg aus eigener Anschauung. Am 28. August 1792 kam er nach Longwy, um sich dem Herzog Karl August anzuschließen, welcher zusammen mit dem König von Preußen im Lager gegen das revolutionäre Frankreich lag. In dem Memoirenwerk „Campagne in Frankreich" (1792) hat Goethe seine Eindrücke von jenen schicksalsschweren Herbsttagen niedergelegt, welche die erste preußische Invasion auf französischem Boden — und den ehrlosen Rückzug sahen. Es berührt jetzt eigentümlich, den Namen zu begegnen, die er nennt: Aisne, Oise, Somme, Reims, Verdun, Chalons. Es ist eigentümlich, von der Belagerung von Verdun zu lesen, und von jenen Beispielen fanatischer französischer Vaterlandsliebe, die Goethe eine Vorahnung gab von den Schwierigkeiten des Unternehmens, dessen Zeuge er war.

Er benutzte die Zeit zu Studien: er beobachtete die Umgebung, er studierte die Lichtwirkungen der Herbstsonne in der Landschaft. Bei der Schlacht von Valmy, wo Dumouriez und Kellermann (20. Sept. 1792) die Preußen zum Stehen brachten, beobachtete er seine eigene Stimmung während des Kugelregens, studierte er das Kanonenfieber mit der ruhigen Aufmerksamkeit, mit der er sich fünf Jahre vorher, bei der Überfahrt nach Palermo, der Seekrankheit gewidmet hatte. Bei Valmy erlebte er buchstäblich die „Hitze des Kampfes": ... „Es schien, als wäre man an einem sehr heißen Orte, und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen" ... „es ist, als ob die Welt einen gewissen braunrötlichen Ton hätte" ... „von Bewegung des Blutes habe ich nichts bemerken können, sondern mir schien vielmals alles in jener Glut verschlungen zu sein."

Bei einem Manne, welcher solche Anlässe zum Studieren sucht, kann man keine gewöhnliche Kriegsstimmung erwarten. In Wirklichkeit war ihm „weder am Tode der aristokratischen noch demokratischen Sünder im mindesten etwas gelegen". Er konnte in Gegensätzen sich derart ausdrücken, daß man ihn für einen „Republikaner" hielt, sein friedliebendes Herz sah nicht gern die Kanonen auf Verdun gerichtet — offenbar hat er größere Freude an den Augenblicken gehabt, wo er Gewalt und Plünderung an den friedlichen Einwohnern verhindern konnte. Es ist leicht zu verstehen, daß französische Schulen Goethes „Campagne in Frankreich" als Lehrbuch der deutschen Sprache brauchen konnten. Wir sehen, daß er sich sehr früh klar gemacht hat, was dieser Krieg bedeutete. Als die preußischen Offiziere ihn nach dem Unglückstage bei Valmy um seine Meinung fragten, antwortete er: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte auf, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen." Wenige Tage darauf begann das Elend des Rückzugs. Aber auch in dieser Situation, wo so viele den Mut verloren, wurde Goethe nicht entmutigt. Sein Scherz und sein Ernst waren immer köstlich.

Auch im Jahre 1806 wurde Goethe in unmittelbare Nähe des Krieges versetzt. Der entscheidende Kampf wurde dieses Mal bei Jena ausgefochten. Goethe notiert in seinem Tagebuch am 14. Oktober: „Oktober 14. früh Kanonade bei Jena. Deroute der Preußen. Abend um 5 Uhr flogen die Kanonenkugeln durch die Dächer. Um ½6 Uhr Einzug der Chasseurs. 7 Uhr Brand, Plünderung, schreckliche Nacht. Erhaltung unseres Hauses durch Standhaftigkeit und Glück." Plündernde Soldaten drangen in Goethes Haus; man erzählt, daß er einige Augenblicke in Lebensgefahr schwebte, und daß nur der Mut und die Geistesgegenwart von Christiane Vulpius ihn rettete. Wenige Tage darauf wurde sie seine Gattin; in den Trauringen aber stand: 14. Oktober 1806.

Goethe nahm die große Umwälzung in den deutschen Verhältnissen mit Ruhe hin. Im Juli 1807 schreibt er aus Karlsbad: „Wenn jemand

sich über das beklagt, was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das höre ich mit Teilnahme und spreche gern darüber und tröste gern. Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat, so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden oder als Egoist zu erscheinen. Wie gesagt, wenn jemand seine verlorenen Pfründen, seine gestörte Karriere schmerzlich empfindet, so wäre es unmenschlich, nicht mitzufühlen; wenn er aber glaubt, daß der Welt auch nur im mindesten etwas dadurch verloren geht, so kann ich unmöglich mit einstimmen."

Eigentümlich ist es, Goethe in seinem Verhalten zu Napoleon zu betrachten. Er, der Kriegshasser, der Deutsche, steht voller Bewunderung vor dem französischen Kaiser. Das Geheimnis liegt in seinem Gefühl, das Außerordentliche zu erleben, wenn er Napoleons arbeitendes Genie gewahrt, wenn er die Naturkräfte einen Menschen erheben sieht. Die Begegnung mit dem Kaiser (1808) blieb ihm eine liebe Erinnerung. Napoleons Wort an ihn: „Vous êtes un homme", gab ihm die Ehre, nach der sein Herz verlangte und die er später in die berühmten Linien prägte:

Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Zu Goethes Bewunderung für das Genie kam sein Glaube an Napoleons Idee: „Des Kaisers Kampf gegen England ist der Kampf für die Freiheit der Meere; sein Weltreich bedeutet den Frieden."

Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
Er übersieht's in hellstem Geisteslicht.
Das Kleinliche ist alles weggenommen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht — —

Nach Napoleons Fall wurde es Mode, den Überwundenen zu verkleinern. Dann hat Goethe von neuem seine Gestalt, und zwar in einem Gedicht, hervorgehoben. Es ist am letzten Tage; da steht der Held Napoleon vor Gottes Thron und der Teufel tritt vor und macht ihn schlecht. Aber unser Herr will nicht darauf hören:

Wiederhol's nicht vor göttlichen Ohren!
Du sprichst wie die deutschen Professoren.

Und der Herrgott fährt fort:

Getraust du dich, ihn anzugreifen,
So magst du ihn nach der Hölle schleifen.

Es ist Goethes eigenes Gefühl, welches hier spricht. Napoleons Genie ist so groß, daß nicht jeder verneinende Teufel das Recht hat, hervor-

zutreten und ihn anzuklagen. In der Naturkraft liegt eine tiefere Bedeutung, unnahbar „dem Geist, der stets verneint".

Die deutsche Erhebung von 1813 ging anfänglich spurlos an Goethe vorüber. Noch im April 1814 berichtet Charlotte von Stein, daß man mit ihm nicht über Politik sprechen darf und daß er auch keine Zeitungen liest. Aber die gewaltige Kraft der Bewegung hatte doch zu dieser Zeit in Wirklichkeit seine Aufmerksamkeit, seine Sympathie erzwungen. In dem symbolisch-politischen Festspiel „Epimenides' Erwachen" gibt er der Stimmung des Tages in folgenden bestimmten Linien Ausdruck:

Komm! Wir wollen dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz:
Pfeiler, Säulen können brechen,
Aber nicht ein freies Herz.

Er hofft auf ein neues Deutschland, sogar auf ein vereinigtes Deutschland; aber es war Hoffnung ohne Stachel gegen das Fremde, ohne Bitterkeit über das Vergangene. Es war eine Hoffnung, die in seinen Friedensträumen begründet war.

Im Jahre 1808 wollte Goethe ein Drama schreiben, welches symbolisch das Aufsteigen der Menschheit zu einem Friedensbund darstellen sollte. Er wollte zwei Brüder einander gegenüberstellen: der eine gestützt auf die Macht der Waffen, ohne Drang, selbständig zu denken, der andere ein Mann, der sein Leben vergrübelt. Die Erlösung sollte durch die gottgesandte Pandora kommen, welche jede Gewaltsamkeit verhindert, jede friedliche Arbeit fördert und die Grundlage legt zum Reiche der „Schönheit, Frömmigkeit, Ruhe". Das letzte Wort in dem Drama sollte durch Elpore Thraseia, „die kühne Hoffnung", gesprochen werden. Doch Goethe gelangte nicht so weit. Seine tiefe, aber schwer zu begreifende „Pandora" (1810) blieb ein Bruchstück.

Aber seine „kühne Hoffnung" arbeitete weiter. In Wilhelm Meisters Wanderjahren geht ja der künftige Kulturgang der Menschheit durch den „Weltbund".

So richtig auch Goethe, der frühere Schüler Herders, die Eigenart der Nationalitäten einschätzen, so große Werte er in ihnen finden konnte — die Menschheit geht ihm vor der Nation. „Wo ich nütze, ist mein Vaterland", heißt es in Wilhelm Meisters Wanderjahren: „Suchet überall zu nützen, überall seid ihr zu Hause."

Mit einer solchen Auffassung war keine Gefahr vorhanden, durch Nationalismus zu verengen. Seine Wahrheitsliebe leitete ihn zu sicher. Sie erweiterte seine Vaterlandsliebe.

Im Jahre 1830 erklärte er Eckermann seine Auffassung. Er spricht über den Dichter und Patrioten Theodor Körner: „Ihn kleiden seine

Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wieviel ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdanke."

„Überhaupt", fährt Goethe fort, „ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte." (Also vor der Zeit der Befreiungskriege.)

Wenige Tage vor seinem Tode sagte Goethe: „Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt." Bei dieser Hoheit des Gesichtspunktes schwinden die Landesgrenzen. Goethe will dies gerne betonen gerade in den Tagen des Nationalismus, in denen er lebt. Er liebt sein Land, aber er teilt Lessings Standpunkt, daß gewisse Zeiten Männer verlangen, welche über die Vorurteile des Nationalismus erhaben sind, und die genau wissen, wann der Patriotismus aufhört, eine Tugend zu sein.

In den Kriegsjahren war es Goethe ein Trost, zu denken, daß Krieg nur oberflächlich wirkt, daß die menschlichen Ideen über die rauchenden Brandstätten hinweg arbeiten. In dem Roman „Die Wahlverwandtschaften" (1809) ist Eduards Teilnahme am Krieg mit folgenden Zeilen erledigt: „Der Hauptgrund des Feldzugs war erreicht, und Eduard, mit Ehrenzeichen geschmückt, rühmlich entlassen."

Im Jahre 1812 läßt der Brand von Moskau Goethe, wie er selbst sagt, „teilnahmlos". Wenn die Weltereignisse zu stark anstürmen, zieht er sich in seine Dichtung oder in die Naturwissenschaft zurück. Nichts ist charakteristischer für sein Vermögen, das Chaos vom Standpunkt der Ewigkeit aus zu betrachten, als eine Geschichte, welche Eckermann im Jahre 1830 von ihm erzählt. Die Botschaft der Julirevolution war nach Weimar gedrungen und hatte alle Gemüter in Aufruhr versetzt. Am

2. August nachmittags ging Friedrich Soret, der Prinzenlehrer in Weimar, zu Goethe, der ihm mit folgendem Ausruf in der Tür entgegentrat: „Nun, was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen; alles steht in Flammen, und es ist nicht ferner eine Verhandlung bei geschlossenen Türen!“

Soret antwortet: „Eine furchtbare Geschichte!“ usw.

Aber es zeigt sich, daß Goethe und er von zwei ganz verschiedenen Dingen gesprochen haben. Goethe hat gar nicht an die Julirevolution, sondern er hat an die andere Neuigkeit aus Paris gedacht, an den Streit in der französischen Akademie zwischen den Naturforschern Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire. Und die große Begebenheit, der Vulkan, der in Flammen steht, ist für Goethe die Erklärung von St. Hilaire, daß die Naturwissenschaft nicht länger an kleinen Einzelheiten haften bleiben, sondern mit der Natur sich an große Linien halten soll und begreifen muß, daß auf allen Stufen das Prinzip der Organismen das gleiche ist, selbst wenn die Formen untereinander abweichen. „Von nun an“, sagt Goethe zu Soret, „wird auch in Frankreich bei der Naturforschung der Geist herrschen und über die Materie Herr sein. Man wird Blicke in große Schöpfungsmaxime tun, in die geheimnisvolle Werkstatt Gottes!“

Goethe war 81 Jahre alt, als er diese Worte aussprach. Sie waren wie eine Weissagung des Kommenden, der Entwicklungsjahre des 19. Jahrhunderts, vielleicht der bedeutungsvollsten neuen Idee dieses Jahrhunderts.

Sie war gewissermaßen von Goethe selbst vorausgegriffen. Er hat in der Tausendfältigkeit, Mannigfaltigkeit der Arten die Einheit gesehen, er hat die Welt durch Wachsen entstehen sehen. Aber er schildert dieses Wachstum mehr als ein Entfalten im Raume, als eine Entwicklung in der Zeit. Es fehlt ihm der streng historische Gedankengang Darwins; er kennt die „Gesetze“ nicht, die nach Darwins Auffassung den Ursprung der Arten bedingen, er begnügt sich damit, die Arten als ein Produkt eines doppelten Gesetzes festzustellen. Er spricht von dem „Gesetz der inneren Natur“ und dem „Gesetz der äußeren Umstände“. Gerade weil er die Entwicklung mit seinen Dichteraugen gesehen, hält er mehr auf das Resultat im Raum als an dem Verlauf durch die Zeiten. In dem Gegenwärtigen sah er Geschichte, in dem Gegenwärtigen das Werdende. Wie auf einem Plan gesammelt übersieht er die Zeitalter.

Goethes naturwissenschaftliche Studien erstrecken sich auf die verschiedensten Gebiete: Botanik, vergleichende Anatomie, Mineralogie, Geologie, Physik und Meteorologie. In der „Weimarer Ausgabe“ seiner Werke füllt Goethes Naturwissenschaft volle 14 Bände.

Bereits als Student fühlte er sich von der Naturforschung angezogen. Aber erst in Weimar, wo Fürsorge für Bergbau und Forstwesen von ihm

Einsicht verlangten, haben seine wissenschaftlichen Interessen ihr Recht gefordert. Seit Beginn der achtziger Jahre trieb er naturwissenschaftliche Studien mit immer wachsendem Eifer. Bei diesen überwand er seine Scheu vor dem Unschönen, dem „Toten". Würmer und Larven, „Tiergeripp' und Totenbein" waren ja das Mittel, dem Leben sein Geheimnis abzulocken. Die Zeit zu diesen Studien fand er mitten in seiner Wirksamkeit als Staatsmann, mitten in seinen Kunststudien. Man hat immer gute Zeit, sagt Goethe, wenn man nur versteht, sie richtig anzuwenden. Während seines Aufenthaltes in Italien (1786—1788) war er leidenschaftlich mit seinen Naturstudien beschäftigt. Auf einer Reise, die ihn 1790 nach Venedig führte, fand er eine Gelegenheit zu Entdeckungen. Während des Feldzuges in Frankreich (1792) hatte er, wie schon erwähnt, seine Freude daran, die Lichtwirkungen der Herbstsonne in der Landschaft zu beobachten; während des Rückzuges war es ihm ein Trost, die interessante grüne Farbe auf dem schimmligen Brot wahrzunehmen. Er ermüdet nie in seinen Studien. In seinem Arbeitszimmer in Weimar steht noch ein kleiner Teller, angefüllt mit der Erde, die er wenige Tage vor seinem Tode zum Zwecke seiner Farbenuntersuchungen sich hatte holen lassen.

„Das Pflanzenreich rast einmal wieder in meinem Gemüt," schreibt Goethe in Julii 1786, „ich kann es nicht einen Augenblick los werden. Es kommt mir alles entgegen, und das ungeheure Reich simplifiziert sich mir in der Seele. Wenn ich nur jemanden den Blick und die Freude mitteilen könnte, es ist aber nicht möglich. Und es ist kein Traum, keine Phantasie; es ist ein Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt." Er sieht die Einheit in der Mannigfaltigkeit, die Verwandtschaft zwischen allen Pflanzenformen. Eine „Urpflanze" dämmert vor seinem Blick, eine Wesensform, die allen wechselnden Arten eigen ist.

Im Jahre 1786 steht er im botanischen Garten zu Padua vor einer Palme. Er sieht, wie die Blätter der Palme oberhalb des Stengels verschiedene Formen angenommen haben — und doch sind sie alle Blätter. Es begegnet ihm also bei der einzelnen Pflanze dasselbe Gesetz der Wandlung, dasselbe „Spiel" mit der Grundform, welches er glaubt in der ganzen Pflanzenwelt beobachtet zu haben. Selbst Blumen und Blumenteile sind weiterverwandelte Blätter. „Die uns in die Sinne fallenden organischen Teile der Pflanze, Blätter und Blumen, Staubfäden und Stempel, die verschiedensten Hüllen und was sonst an ihr bemerkt werden mag, sind alles identische Organe, die durch eine Sukzession von negativen Operationen nach und nach so sehr verändert und bis zum Unkenntlichen hinangetrieben werden."

Diese Entdeckung muß seinen Glauben an die „Urpflanze" gestärkt haben, an eine ursprüngliche Form, mit welcher die Natur spielt, wenn

sie die Arten hervorbringt. Während des Gespräches, welches die Einleitung zu dem Freundschaftsverhältnis zwischen ihm und Schiller (1794) war, läßt er seine symbolische Pflanze vor Schillers Augen entstehen. Und als Schiller dies eine Idee und keine Erfahrung nennt, antwortet Goethe: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe." Vier Jahre später gibt er den Ideen eine künstlerische Form im Gedichte „Metamorphose der Pflanzen":

Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der anderen,
Und so deutet der Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Rätsel.

Eine ähnliche Gesetzmäßigkeit, eine ähnliche Einheit sucht Goethe in der wimmelnden Mannigfaltigkeit der Tierwelt.

Während seiner Studien in der vergleichenden Anatomie entdeckt er Spuren des menschlichen Zwischenkieferknochens (1784). Die Wissenschaft hatte dessen Vorhandensein verneint — und hatte darin einen charakteristischen Unterschied zwischen Mensch und Säugetier gesehen. Goethes Entdeckung war durch seinen Glauben an das Gesetz der Einheit hervorgerufen. Wie in der Botanik, so stützte er seine Auffassung auch hier auf den Entwicklungsprozeß beim Einzelwesen. Eine zufällige Beobachtung — das Studieren eines Tierschädels, den er 1790 im Sande des Lido von Venedig gefunden — gab ihm den Beweis, daß die Beinkapsel der Hirnschale eine Weiterentwicklung der Wirbelsäule um das Rückenmark ist.

Solche Entdeckungen geben Goethes Zoologie die konkrete Grundlage.

Auch hier spielt die Natur mit einem Urbild. Für Goethe wie für den Doktor Pascal werden die Tiere „unsere Brüder im Staube". Im Jahre 1796 schreibt er: „Dies also hätten wir gewonnen, ungescheuet behaupten zu dürfen, daß alle vollkommeneren organischen Naturen, worunter wir Fische, Amphibien, Vögel, Säugetiere und, an der Spitze der letzten, den Menschen sehen, alle nach einem Urbilde geformt seien, das nur in seinen sehr beständigen Teilen mehr oder weniger hin und her weicht und sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet." In den Schlußworten nähert sich Goethes Auffassung der historischen Entwicklungstheorie des 19. Jahrhunderts. Noch bestimmter schreibt er 1807: „Die Natur kann zu allem, was sie machen will, nur in einer Folge gelangen, sie macht keine Sprünge. Sie könnte z. B. kein Pferd machen, wenn nicht alle übrigen Tiere vorausgingen, auf denen sie wie auf einer Leiter bis zur Struktur des Pferdes heraufsteigt." Auf der einen Seite das „Urbild":

Und die seltenste Form bewährt im Geheimen das Urbild —

auf der anderen Seite die Varianten schaffenden äußeren Verhältnisse:

Und die Weise zu leben, sie wirkt auf alle Gestalten
Mächtig zurück

Sogar Virchows Lehre von den Zellen ist von Goethe vorgeahnt: „Jedes Lebendige ... ist eine Mehrheit; selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen, selbständigen Wesen."

Mit begeisterter Freude folgt er der mächtigen Entwicklung der Geologie. Auch hierin hatte er seine eigene Auffassung. Er bekämpfte Alexander von Humboldts „vulkanische" Theorie, welche die Berge durch gewaltige Erdbeben und Vulkanausbrüche hervorgehen ließ. Mit Recht hebt er die Temperatur, den Einfluß von Wind und Wasser auf die Entwicklung der Erdoberfläche hervor.

Mit besonderem Interesse wandte er sich dem Studium der Eiszeit und der Gletscherverschiebungen zu. Selbstverständlich kann man bei ihm nie sehen, wo der Dichter aufhört und der Mann der Wissenschaft beginnt. Alles ist *geschaut*. In der kleinen Abhandlung über Granit heißt es: „Man gönne mir, der ich durch die Abwechslungen der menschlichen Gesinnungen, durch die schnellen Bewegungen derselben in mir selbst und in anderen manches gelitten habe und leide, die erhabene Ruhe, die jene einsame stumme Nähe der großen, leise sprechenden Natur gewährt. ... Hier auf dem ältesten ewigen Altar (Granit), der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring' ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer ... Ich überschaue die Welt ... Die Seele drängt in die vergangenen Jahrhunderte hinauf ... Diese Klippe, sage ich zu mir selber, stand schroffer, zackiger, höher in die Wolken, da dieser Gipfel noch als eine meerumflossene Insel in den alten Wassern dastand; um sie sauste der Geist, der über den Wogen brütete ... Schon fängt das Moos zuerst sich zu erzeugen an, schon bewegen sich seltner die schaligen Bewohner des Meeres, es senkt sich das Wasser, die höheren Berge werden grün, es fängt alles an, von Leben zu wimmeln ... Ich sehe" ... (1785). Er sucht, bis er sieht, und was er sieht, berauscht ihn: „Es ist mir in den Wissenschaften gegangen wie einem, der früh aufsteht, in der Dämmerung die Morgenröte, sodann aber die Sonne ungeduldig erwartet, und doch, wie sie hervortritt, geblendet wird."

In die Farbenlehre legte Goethe seine größte wissenschaftliche Arbeit, in einem vergeblichen leidenschaftlichen Kampf gegen Newtons Theorie über Lichtspaltung. Aber seine Studien haben ihre Bedeutung, wenn es die Farbenerscheinungen vor geschlossenen Augen gilt, die Wirkung auf die menschliche Seele und die Farben in der Kunst. Hier wie in den verschiedensten andern Forschungsgebieten haben hervorragende

Männer der Wissenschaft bekannt, daß sie in Goethes Schuld stehen. Darwin schuldet ihm nichts; aber Helmholtz nennt ihn jedenfalls „den ersten Entdecker" auf dem gewaltigen Forschungsfelde, das Darwins Gebiet wurde.

Für uns ist es die Hauptsache, zu erkennen, daß Goethes Naturwissenschaft in tiefstem Zusammenhang mit seiner Dichtung, ja mit seiner Religion steht. Ich werde im Schlußkapitel darauf zurückkommen.

Selbstverständlich hatte Goethe nur zu sehr das Fegefeuer zu erproben, durch welches die „fachmännischen Kreise" stets die „Dilettanten" hindurchgehen lassen. Oft fühlte er sich einsam im Streit. Es war ja nicht der Naturforscher, sondern Goethe der Dichter, der am Morgen des neuen Jahrhunderts die ganze Jugend Deutschlands mitgerissen hatte und in gewisser Weise daran beteiligt war, die welterobernde Literaturrichtung, die wir die romantische nennen, zu schaffen.

Die deutsche Romantik hatte die Philosophie Immanuel Kants als notwendige Voraussetzung. Kant hatte gesagt: Wir kennen nicht die Dinge an sich, wie sie wirklich sind; wir kennen sie, wie unsere Sinne, unser Ich sie auffassen. Kants Erkenntnis wurde schicksalsschwanger. Man könnte antworten: Wenn er recht hat, gibt es dann eine Sicherheit, daß das „Ding an sich" existiert? Ist nicht das ganze Dasein nur eine Widerspiegelung unseres Ichs? Mit gutem Grund sagt Goethe, daß Kants Philosophie, welche scheinbar das Subjekt begrenzt, es in Wirklichkeit „erhebt".

Fichte zog die Konsequenz, als er in seiner Wissenschaftslehre (1794) aussprechen konnte, daß alles Seiende nur im Ich und für das Ich vorhanden sei, ein Resultat des unendlichen Schaffungsvermögens des denkenden Ichs. Auf dieser Vorstellung beruht die Romantik, ja die romantischen Dichter gingen noch weiter als Fichte, insofern als sie das schaffende Ich und die schaffende Phantasie zu einem machten, das Denken und das Dichten zu Eins. „Die Poesie ist das echt, absolut Reelle", sagt Novalis, „je poetischer, je wahrer. . . . Der echte Dichter ist allwissend; er ist eine wirkliche Welt im kleinen." So weit war man nun schon abgekommen von der Theorie des 18. Jahrhunderts, die Kunst als „Nachahmung der Natur" anzusehen. Während Schiller noch die Welt der Dichtung eine Scheinwelt nennt, bedient sich Novalis des gleichen Ausdrucks für die Welt der Wirklichkeit. „Das Poetische ist das Reelle." Alle Zeiten haben diesen Gedankengegensatz in verschiedenen Formen gestreift.

Goethe, der demütige Naturbeobachter, schüttelte den Kopf über das junge Geschlecht. Mit vielem Humor erzählte er, daß die Studenten von Jena dem Professor Fichte die Fensterscheiben einwerfen, um ihm zu beweisen, daß es eine Außenwelt gäbe, daß das Ich nicht das einzig Existierende sei. Und er stellt die reine und schöne Natürlichkeit der Antike

den jungen Schwärmern der Romantik entgegen, nennt das Klassische Gesundheit, das Romantische Krankheit. Dennoch kann er sich nicht gegen die neuen Werte verschließen, die jene neue mächtige Bewegung mit sich führt. Er verfolgt sie in ihrer Universalität. Mit Freude hört er in der Dichtung der Romantiker die Volksweisen erklingen, das Nibelungenlied fesselt ihn, seine Jugendliebe zur Kunst des Mittelalters erfährt einen Spätsommer. Er schreibt über die „Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar"; und mit lebendigem Interesse sieht er, daß „bedeutende Talente" der damaligen Zeit (Cornelius und Overbeck) „Lust haben, sich rückwärts zu bilden (zum Mittelalter), in den Schoß der Mutter zurückzukehren" (1814). Zwar fürchtet er die Übertreibungen in der Archaisierung; es ist ihm ein Ärgernis, die Frührenaissance auf Kosten der Hochrenaissance rühmen zu hören. Aber es bleibt immerhin bezeichnend, daß die Renaissance jetzt einen breiten Platz in seinem Gedankengang — neben der Antike — einnimmt. Er schreibt Abhandlungen voller Verständnis über Mantegna, Leonardo da Vinci, Ruysdael und Rembrandt.

Goethe erkennt Fichtes Genie, Ludwig Tiecks singende Phantasie an. Er folgt den romantischen Dichtern auf ihren Streifzügen in Ost und West, in die spanische, arabische, persische und indische Literatur. Schon in seiner Jugend hatte der Orient ihn angezogen. Nun gewinnt er neue Macht über ihn. Er begnügt sich nicht damit, Übersetzungen zu lesen; mit 65 Jahren versucht er die Geheimnisse der arabischen Sprache und der arabischen Schrift zu bewältigen; auch die persischen Originale werden nicht vergessen. Auf einem doppelten Hintergrunde — der Vertiefung in den persischen Dichter Hafis und dem zärtlich vertraulichen Verhältnis zu der hochbegabten Marianne Willemer („Suleika") — entstand in den Jahren 1814 und 1815 die Gedichtsammlung des „Westöstlichen Diwan", gleich reich an Schönheit und an Weisheit.

Auch Goethes Naturanschauung erhielt Anregung von der Romantik. Die Naturphilosophie des romantischen Denkens suchte, wie er dies selbst tat, die Einheit in dem Zersplitterten. In der „Liebe" — einfacher ausgedrückt: im Magnetismus — suchte sie die Kraft, welche verbindend durch die Natur, die unorganische wie die organische, geht. Unter dem Einfluß der romantischen Naturphilosophie schrieb Heinrich von Kleist sein Drama über zwei Menschen, die für einander nerven-bestimmt sind und durch einen Traum zueinander geführt werden, das Schauspiel von dem wunderbaren Käthchen von Heilbronn und von dem Grafen Friedrich von Strahl. Es war im Jahre 1808. Im Jahr darauf veröffentlichte Goethe die „Wahlverwandtschaften", vom künstlerischen Standpunkt aus den abgeschlossensten und vollkommensten seiner Romane. In ihm war die „Liebe" in der gleichen Weise aufgefaßt, als eine dämonische, unausweichbare Macht, in einem heimlichen, einheitlichen Naturgesetz wurzelnd.

Goethe selbst zeigte das Werk an und schrieb: „Überall ist nur eine Natur; und auch durch das Reich der heitern Vernunftsfreiheit ziehen sich die Spuren trüber, leidenschaftlicher Notwendigkeit unaufhaltsam hindurch, die nur durch eine höhere Hand und vielleicht auch nicht in diesem Leben völlig auszulöschen sind." Sein Freund, der romantische Kunstliebhaber Sulpiz Boisserée, erzählt, daß Goethe, als er 1815 mit ihm über die Wahlverwandtschaften sprach, „zuletzt ganz rätselhaft ahnungsvoll in seinen Reden" wurde.

In Goethes Roman sprengten Naturkräfte eine glückliche Ehe. Ein Romantiker hätte sich vor der Tatsache gebeugt. Aber Goethe erhebt sich zum Widerstand. Die Wahlverwandtschaften bestätigen die Unauflöslichkeit der Ehe. Eine Krise in Goethes eigenem Leben, die Selbstüberwindung in seinem Verhältnis zu der jungen, heißgeliebten Minna Herzlieb, bestimmte seine Ethik. Diese war nicht philisterhaft leicht erkauft, sie war durch Qualen befestigt. Und sein Urteil war ebensowohl streng als milde. Ottilie mußte „vor der dunkeln, leidenschaftlichen Notwendigkeit" erliegen. Sie hat das Geheimnis erlebt, daß zwei Menschen „nur ein Mensch im bewußtlosen vollkommenen Behagen" werden können, und sie konnte sich von diesem seligen Zwang nicht befreien. Aber Goethe hat einen Heiligenschein über Ottilie gebreitet; sie ist groß, mitten im Zwang, und unschuldig, mitten im Vergehen gegen Goethes eigene Auffassung über die Idee der Ehe, welche er nicht aufgibt — selbst für Ottilie nicht. Ihr Leben geht zugrunde; denn das Leben fordert Selbstüberwindung. Aber der Dichter verklärt sie für die Ewigkeit; denn er kennt ihr Herz.

Goethes strenge Ethik paßte den Romantikern nicht. Es gab vieles, was ihnen nicht paßte, und doch haben die meisten der romantischen Dichter ihm eine Ehrfurcht erwiesen, die an Anbetung grenzte. Seine Dichtung wurde vielen von ihnen zum Beweis, daß der Künstler die Fähigkeit besitzt, die Welt von neuem zu schaffen. Wenn er auch die Wirklichkeit als Voraussetzung nahm, er hatte sie doch als ein Symbol einer höheren Wirklichkeit aufgefaßt. Er hatte in seiner Dichtung „romantisiert"; „dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Aussehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gegeben" (Novalis, Erklärung des Begriffes romantisieren). Er hatte sich nicht mit der bequemen Lehre des 18. Jahrhunderts beruhigt, daß Gottes Absicht mit uns auf Erden die „Glückseligkeit" sei; er hatte gesehen, daß Leid eine ebenso große Gabe als Glück ist. Er hatte gesagt:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Dieser Vers — der ums Jahr 1806 eine unglückliche Königin in den Gedankengang des 19. Jahrhunderts einweihte — deckt sich mit der religiösen Auffassung der Romantik. „Man sollte stolz auf den Schmerz sein", sagt Novalis, „jeder Schmerz ist eine Erinnerung unseres hohen Ranges." Dies ist der vollständigste Bruch mit der alten „Glückseligkeitslehre".

In der romantischen Bewegung spielt eine Reihe von Frauen, als Ratgeberinnen und Dichterinnen, eine bedeutende Rolle. Sie gehören übrigens der Goethe-Gemeinde an. Goethes Dichtung hatte der weiblichen Seele ihr Recht gegeben — zum erstenmal in der deutschen Literatur. Mignon war seine Schöpfung, so auch Leonore von Este (in Tasso), so auch Iphigenie, die Priesterin, die den Mann leitet und erlöst.

In der Welt der Moral hatte er die Frau zu der Führenden gemacht, in der „Welt der Schönheit" zur Ebenbürtigen. So wurden die Frauen der Romantik Apostel für Goethe. Rahel Levin brach ihm Bahn in dem lang zurückgebliebenen rationalistischen Berlin. Bettina Brentano errichtete ihm nach seinem Tode das unvergänglichste Erinnerungswerk, das ihm durch einen andern gesetzt werden konnte: das Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde". In diesem hat sie über ihre erste Begegnung mit ihm (1807) berichtet. Der Bericht spiegelt die Anbetung der Romantik wider. Bettina kommt zu Goethes Haus; das Rauschen des Springbrunnens auf dem Platz vor dem Hause betäubt sie; aber in dem Treppenaufgang sieht sie Statuen, deren helle Stille ihr Ruhe schenkt. Endlich steht sie in seinem Zimmer. Fürchte dich nicht! sagen die Wände. Plötzlich steht er da, „feierlich ernst", er sieht sie mit unverwandten Blicken an. Sie streckt die Hände nach ihm, halb unbewußt — und er fängt sie rasch auf an sein Herz; sie ist ja Maximiliane Laroches Tochter, es umgibt sie der „Zauberglanz" der Erinnerung. „Armes Kind," sagt er, „habe ich Sie erschreckt?" — Das waren die ersten Worte, mit denen seine Stimme mir ins Herz drang. Er führte mich in sein Zimmer und setzte mich auf das Sofa gegenüber sich. Da waren wir beide stumm. Endlich unterbrach er das Schweigen: „Sie haben wohl in der Zeitung gelesen, daß wir einen großen Verlust in den letzten Tagen erlitten haben durch den Tod der Herzogin Amalie?" — „Ach," sagte ich, „ich lese die Zeitung nicht." — „So! Ich habe geglaubt, alles interessiere Sie, was in Weimar vorgehe." — „Nein, nichts interessiert mich, als nur Sie, und ich bin viel zu ungeduldig, in der Zeitung zu blättern." — „Sie sind ein freundliches Kind." — Lange Pause — ich auf das fatale Sofa gebannt, so ängstlich. — Ich sagte plötzlich: „Hier auf dem Sofa kann ich nicht bleiben!" und sprang auf. „Nun," sagte er, „machen Sie sich's bequem!" Nun flog ich ihm an den Hals, er zog mich aufs Knie und schloß mich ans Herz. — Still, ganz still war's, alles verging. Ich hatte so lange nicht

geschlafen; Jahre waren vergangen in Sehnsucht nach ihm — ich schlief an seiner Brust ein; und da ich aufgewacht, begann ein neues Leben."

Weimar wurde schon während Goethes Lebzeiten ein Wallfahrtsort. Die Dichter des neuen Jahrhunderts begrüßten ihn als den Herrn des Jahrhunderts. „Er ist der Olympier, der über der Welt thront", schreibt Jean Paul. Für die Jungen, welche die Geschichte seines Aufstieges kannten und ihn noch sehen konnten, wurde er „wie ein Geist der Vorwelt, wie ein unglaublicher Traum". Es war, als ob er in sich die Entwicklung des ganzen Volkes verkörperte. Im Jahre 1821 schreibt Heine an ihn: „Ich küsse die heilige Hand, die mir und dem ganzen deutschen Volke den Weg zum Himmelreiche gezeigt hat." Und nachdem er Goethe begegnet und diese heilige Hand berührt, erzählt er: „Wenn er sprach, wurde er immer größer, und wenn er die Hand ausstreckte, so war es, als ob er mit dem Finger den Sternen am Himmel den Weg vorschreiben könne, den sie wandeln sollten." — Mit Verwunderung schreibt das Kind Felix Mendelssohn über den Zweiundsiebzigjährigen: „Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er und schreien kann er wie zehntausend Streiter. Sein Haar ist noch nicht weiß, sein Gang ist fest, seine Rede sanft."

Weit über Deutschlands Grenzen hinaus schuf Goethes Geist einen neuen Geist. Als Tegnér Adam Öhlenschläger huldigt, vergißt er nicht, „daß der Thron im Reiche der Dichtung Goethe gehört". In Byrons Brief an ihn heißt es: „Dem erlauchten Goethe wagt ein Fremder die Huldigung eines literarischen Vasallen für seinen Lehnsherrn darzubringen, für den ersten lebenden Schriftsteller, der die Literatur seines Vaterlandes geschaffen und die europäische erhöht hat — der seit fünfzig Jahren der unbestrittene Fürst der europäischen Literatur ist." Der erste Brief Goethes an den jungen Carlyle begeistert diesen. Kaum wagt er zu glauben, daß er in Wirklichkeit die Hand und Unterschrift jenes „geheimnisvollen Wesens sieht, dessen Name seit dem Knabenalter wie ein Zauberwort meine Phantasie durchströmt. Es war fast wie eine Sendung aus dem Märchenlande".

Mit Freude sah Goethe die neuen Sterne am Horizonte aufleuchten: Byron, Carlyle, Walter Scott, Mérimée, Viktor Hugo. Das 19. Jahrhundert flößt ihm das Wort „Weltliteratur" ein. Gerade weil die Nationen zur Selbsterkenntnis erwacht sind und jede von ihnen ihr Eigenes hervorbringen kann, glaubt er, daß die Zeit der Weltliteratur gekommen ist. Sie ist nicht der Kosmopolismus der Barock- und der Rokokozeit. Die Weltliteratur ist der Chor von Stimmen:

Von Pol zu Pol Gesänge sich erneun
— Ein Sphärentanz harmonisch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Gabe wohlgemut erfreun!

So formt er sein Programm in dem Gedicht „Weltliteratur“ (1817). Er selbst ist die deutsche Stimme im Chor — niemals ist das deutsche Land, das deutsche Leben, der deutsche Geist schöner gewesen als in Goethes Dichtung. Und gerade deshalb sprengt sein Deutschtum die Völkergrenzen.

Es ist eigentümlich, Goethes Verhalten gegenüber europäischen Dichtern zu sehen, deren Bahnen weit in das Jahrhundert hineinreichen. Nichts zeigt wohl besser, wie glücklich er der Gefahr des Alters entging: der Versteinerung. Sein spähendes Auge sieht über immer größere Gebiete hinweg, sieht und anerkennt.

Die Huldigungen, die andere ihm darbrachten, verwirrten ihn niemals. Sein Wert war ihm selbstverständlich; er grübelte niemals über sein Genie. Dadurch wurde seine Sicherheit niemals Selbstüberhebung, niemals Hochmut. Er nahm das Leben natürlich; so nahm er auch sich selbst natürlich; alles war ja Gabe. Er nahm entgegen, er brauchte nichts zu erzwingen. In seinem Innern empfand er darum weniger Mißmut als die meisten andern Menschen. Sein Freund Herder hielt immer Ausschau nach dem Leben, nach Erfolg, nach Glück. Darum hat er das peinigende Gefühl gehabt, welches sich in den Worten zusammenfassen läßt: „Das Glück ist, wo ich nicht bin.“ Goethe hatte das Glück in sich selbst.

Ja, war er denn glücklich? Man pflegt oft Goethe als ein Beispiel eines glücklichen Menschen zu nennen.

Jedenfalls lag sein Glück nicht im Äußeren, mochte es auch so aussehen. Er selbst sagt, wirklich glücklich habe er sich nur in seiner Dichtung gefühlt. Seine Machtstellung, der Glanz, der ihn umgab — nach welchem andere natürlich urteilten —, war ebensoviel Opfer als Glück. Alles Äußere zog ihn von dem Wesentlichen ab, von dem Glück des künstlerischen Schaffens. Aber er verstand, daß es eine Notwendigkeit war, daß kein Erlebnis unfruchtbar ist. Und er versuchte das Gute selbst in der Bürde der Pflicht zu sehen. Goethe sagt: „Pflicht ist, wo man liebt, was man sich selbst befiehlt.“ Wie verschieden von Hilde Wangels Begriff von Pflicht — „das kalte und spitze und stechende Wort“!

Aber zwischen dem äußeren Druck und dem inneren Drang mußte selbstverständlich auch in Goethe ein Streit entstehen, und ebensowenig wie irgend ein anderer hat er die Versöhnung in der Form eines absoluten Glückes gefunden. Ein offenes und vibrierendes Gemüt wie das seine war ein breites und empfindliches Ziel für Schmerz sowohl wie für Freude:

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Seine Jugendfreunde sprechen von seinem „traurigen“ Antlitz. Man versteht, was sie meinen, wenn man Tischbeins Bildnis von ihm (Goethe in der römischen Campagna) sieht, und dies stammt doch aus einem Zeitpunkt, wo er unter einem glücklichen Gestirn der Erneuerung stand. „Sein Herz verlangt nach mehr Freiheit der Existenz, als Menschen finden können“, sagt Stolberg. Diese Sehnsucht ward selbstverständlich niemals gestillt. Darum heißt es „das tiefe, schmerzensvolle Glück“.

Die Bedingung der Versöhnung mit dem zersprengenden Unendlichkeitsdrang lag bei ihm in der Zuversicht, in der Fähigkeit, das Gute zu finden und zu schätzen. Das reine Glücksgefühl, welches diese Fähigkeit gibt, hat er. Und zwar am stärksten in seiner Dichtung, wo der Umwertungsprozeß vor sich geht, wo die Lebensaufgaben der Trauer und der Freude in „das Gute“ umgewandelt werden, wo neues Leben empfangen wird. Es war, als ob dies ihm selbst unbewußt geschah. Jahrelang konnte eine Idee gärend in seinem Sinne liegen, ehe sie Verbindungen einging, welche ihr plötzliches Wachstum förderten und mit unwiderstehlicher Macht ans Tageslicht drängten. Nur dies verborgene Wachstum machte ihn glücklich, nicht das bewußte Zusammenreimen.

„Besch' ich es recht genau, so ist es ganz allein das Talent, das in mir steckt, was mir durch alle die Zustände durchhilft, die mir nicht gemäß sind und in die ich mich durch falsche Richtung, Zufall und Verschränkung verwickelt sehe“, schreibt Goethe im Jahre 1816. Der Augenblick, in welchem er „den Schleier der Dichtung aus der Hand der Wahrheit“ empfängt, der Augenblick der Inspiration, welcher das „ewig Einsame“ in ihm aufhebt, bedeutet die befreiende Vereinigung mit der Unendlichkeit. Der Künstler ist das glückliche Werkzeug höherer Kräfte. „Die dämonische Kraft seines Genies hat ihn in ihrer Gewalt,“ sagt Goethe, „er muß ausführen, was der Geist ihm befiehlt.“ — „Ich sprach nicht von ihr (der Natur). Nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen.“ Ein derartiges Gefühl muß Demut und Vertrauen zu gleicher Zeit geben, weit hinaus wirkende Zuversicht.

Doch ich brauche allgemeine und unzulängliche Worte. Es ist notwendig, tiefer einzudringen. Wir stehen ja vor Goethes Religion.

4. Kapitel / Lebensbeleuchtung

Die Worte Auguſtinus': „Du haſt uns für dich geſchaffen, o Gott, und unſer Herz iſt unruhig in uns, bis es ruhet in dir!" ſind ſchon für Millionen von Menſchen Wahrheit geweſen. Millionen von Menſchen haben in Nächten der Sorge ihre Hände in die Dunkelheit ausgeſtreckt und haben ſie von einer ſtärkeren Hand ergriffen gefühlt.

Auch Goethe ſagt, daß ſein Leben in Gott ruht. Aber ſeine Worte beruhen auf anderer Erfahrung und haben einen anderen Klang als die des Auguſtinus. „Gott in der Natur, die Natur in Gott", heißt es bei Goethe; „dieſe Vorſtellungsart machte den Grund meiner ganzen Exiſtenz." Wir müſſen ihm glauben. Wir müſſen die großartige Beſchränkung auf dieſe Grundlage prüfen. Und wir werden ihn einſeitig ſehen, mitten in ſeiner Allſeitigkeit.

Es hat dem jungen Goethe eingeleuchtet, daß, obgleich alles in Dunkel gehüllt, obgleich wir nichts wiſſen, der Menſchengeiſt doch dem Licht entgegenſtrebt. Dies erſchien ihm ein Wunder. Es wurde ihm ein Beweis Gottes. Unſer Streben zum Licht iſt das Göttliche, das ſich ſelbſt ſucht. Im September 1784 ſchrieb er auf einer Harzreiſe in das Brockenbuch einige Worte, die er ſpäter in folgende Verſe umſetzte:

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Gott iſt in der Sehnſucht des Menſchen, Gott iſt in der menſchlichen Natur. Aber der Menſch iſt nur ein Glied in der großen Einheit, eine Variante des millionenfältigen Lebens. So wie Gott im Menſchen iſt, ſo iſt er in jeder einzelnen Lebensform. In der ganzen Natur ſucht er ſich ſelbſt. „Alle Kreatur ſehnet ſich mit uns" (Römerbrief 8, 22).

Für Goethe iſt das Einheitsgeſetz durchgeführt. Es verbindet alles Lebende, alle Formen des Lebens, die materiellen und die ideellen. „Die Pflanze geht von Knoten zu Knoten und ſchließt zuletzt ab mit der Blüte und dem Samen. In der Tierwelt iſt es nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bei den höher ſtehenden Tieren und Menſchen ſind es die

Wirbelknochen, die sich anfügen und anfügen und mit dem Kopf abschließen, in welchem sich die Kräfte konzentrieren. Was so bei Einzelnen geschieht, geschieht auch bei ganzen Korporationen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelheiten, die sich aneinanderschließen, bringen als Gesamtheit etwas hervor, das auch den Schluß macht und als Kopf des Ganzen anzusehen ist, den Bienenkönig. Wie dieses geschieht, ist geheimnisvoll, schwer auszusprechen ... So bringt ein Volk seine Helden hervor, so vereinigten sich die politischen Kräfte der Franzosen in Voltaire". (Goethe an Eckermann 1829.) Eckermann ist höchst überrascht über die „Gefahr und Gefangenschaft überwindende elterliche Liebe", die er bei einem Vogel beobachtet hatte; und Goethe weist ihn zurecht: „Närrischer Mensch! Wenn Ihr an Gott glaubtet, so würdet Ihr Euch nicht verwundern. Beseelte Gott den Vogel nicht mit diesem allmächtigen Trieb gegen seine Jungen, und ginge das gleiche nicht durch alles Lebendige der ganzen Natur, die Welt würde nicht bestehen können! So aber ist die göttliche Kraft überall verbreitet und die ewige Liebe überall wirksam." Er zitiert:

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Gott ist in allem, was Natur ist. „Nichts ist drinnen, nichts ist draußen." Die Natur hat weder Kern noch Schale, sie hat nur Lebensformen:

Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart:
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art.
Innen wechselnd, fest sich haltend,
Nah und fern und fern und nah.
So gestaltend, umgestaltend
Zum Erstaunen bin ich da.

In der wunderbaren Aphorismenfolge „Die Natur" (1782) sagt Goethe: „Auch das Unnatürlichste ist die Natur. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht." Als Goethe an seinem Egmont arbeitete, blieb er vor dem vierten Akte längere Zeit stehen und konnte nicht weiter kommen: er sollte einen Schurken schildern, einen Feind der Menschheit, und das lag ihm nicht. Er löste die Schwierigkeit, indem er sich an das „Dämonische" in Alba hielt und das „Verhaßte" als eine Naturgewalt auffaßte. „Auch das Unnatürlichste ist die Natur."

Goethes „Wahrheitsliebe" — seine Fähigkeit, das Gute zu finden und zu schätzen, die Fähigkeit, welche die notwendigste Voraussetzung des Genies ist — ist nun in die richtige Beleuchtung gerückt. Goethes

Wahrheitsliebe ist seine Religion in verallgemeinerter Form. Sie ist eins mit seinem Glauben an die „Gott-Natur", die stets gegenwärtige:

In tausend Formen magst du dich verstecken,
Doch, Allerliebste, gleich erkenn' ich dich;
Du magst mit Zauberschleiern dich bedecken,
Allgegenwärt'ge, gleich erkenn' ich dich — —

So kann Goethe seine Religion in diese Worte prägen: „Das Dasein ist Gott. Alles, was ist, gehört notwendig zum Wesen Gottes, da Gott das Einzig-Seiende ist." Dies ist Neuplatonismus (Das Eine"), es ist Spinoza, es ist Goethe:

Wenn im Unendlichen dasselbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig ineinander schließt:
Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
Dem kleinsten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewige Ruh' in Gott, dem Herrn.

„Unser Herz ruhet in dir!" Goethe steht im schimmernden Schnee, hoch oben im Harzgebirge (1777) in einem „heitern, herrlichen Augenblick", über ihm der blaue Himmel, zu seinen Füßen die Erde in Wolken und Nebel. Und sein Herz ruht in Gott: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst?" Er fühlt sich demütig, ihm schwindelt; aber er ist sicher.

Goethes Religion bestimmt in weitestem Maße seine politische Auffassung, seine Anschauung über die Weltentwicklung. In der Natur sieht er eine ewige Schöpfung, ein ewiges Bleiben: „Bei den Kunstwerken ist viel Tradition, die Naturwerke sind immer wie ein frisch ausgesprochenes Wort Gottes." Was er vorzieht, ist klar: seine Existenz ruht ja in dem Glauben an das „frisch ausgesprochene Wort Gottes". Und er überträgt seine Religion auf die Politik. Er fürchtet die Macht der Tradition, er will nicht ein Freund des Bestehenden heißen. Gott ist in der wechselnden Form, in dem Werdenden: „Die Gottheit ist wirksam im Lebendigen, nicht im Toten; sie ist im Werdenden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Ist ein wirkliches Bedürfnis zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm, und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern." — Als Motto über eine seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten setzt Goethe einen Vers aus dem Buche Hiob: „Siehe, er geht vor mir über, ehe ich's gewahr werde, und verwandelt sich, ehe ich's merke." Aber auch in der menschlichen Gemeinschaft gelten diese Worte. Das Werdende ist das Göttliche in der Wandlung.

Goethes Religion bestimmt seine Zuversicht, die Form der Versöhnung zwischen seinem inneren Drang und dem äußeren Druck. Sie wird Schicksalsglaube: „Scheiternd oder landend vertraut er seinen Göttern." Mit der Selbsthingabe des Mystikers — die seine Freude ist — überantwortet er sich der allmächtigen „Gott-Natur": „Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen."

Goethes Religion beruht auf seiner Auffassung der Inspiration: „Ich sprach nicht von ihr (der Natur). Nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen." Mit seiner Religion erklärt Goethe die Richtung, die seine Dichtung nimmt, deren an die Natur gebundene Art:

„Willst du ins Unendliche schreiten,
Geh im Endlichen nach allen Seiten."

Alte Mystiker lehren, daß es drei Wege gibt, die zum Glauben an Gott führen. Der eine geht durch das Zeugnis des Endlichen, der andere durch den Denkprozeß, der dritte durch die Ekstase. Goethe geht den Weg durch das Endliche.

Aber Goethes Religion beruht auch auf seiner Auffassung des Symbolischen des Daseins, das ihm bekannt ist. Durch das Endliche soll man das Unendliche erreichen. Wenn alle Form vergänglich ist, wenn nur das Leben — das Form annimmt und abwirft — ewig ist, so wird das Vergängliche ein „Gleichnis", ein Bild der Lebenskraft, die sich einen Ausdruck durch die Form sucht. Ich habe erwähnt, wie sehr dieser Gedankengang bei Goethe durchgeführt ist. Sein eigenes Erdendasein faßt er symbolisch auf; es ist ein höheres „Etwas", das er zum Ausdruck durch seine Persönlichkeit bringen soll. Und er drückt dieses höhere Etwas in den Gestalten seiner erdichteten Persönlichkeiten aus, er macht sie zu Symbolen ewiger Kräfte. Sie atmen einen einzigen Zug des ewigen Tages ein; aber in die Begrenzung ihres Lebens strahlt das Unvergängliche hinein und wird bei ihnen zur tiefsten Wirklichkeit. All das Wechselnde, Endliche ist ein Symbol für das Unendliche, für das Leben (Dasein), für Gott, alle Form will Gott einen neuen Namen geben.

Goethes Symbolik überschreitet zuweilen die Grenzen, die von der Natur gezogen sind. Im Jahre 1795 schrieb er ein „Märchen", das in märchenhaften Farben schillert: Gold und grün und durchdrungen wie von heimlicher Musik — aber jenseits von aller Wirklichkeit, ganz im Reiche der Symbolik, schwer zu verstehen. In diesem Märchen wird einmal gefragt: „Welches ist das größte Geheimnis?" Und die Antwort lautet: „Das offenbare." Aber das offenbare Geheimnis, das ist die Natur: offenbar, handgreiflich und doch ein Geheimnis, Wirklichkeit und doch ein Symbol.

Immer stärker hebt Goethe das Symbolische hervor. Im Mai 1820 charakterisiert er sein Seelenleben folgendermaßen: „Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Überblick des beweglichen immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erde-Treibens, Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend.“ In den Jahren 1826—1828 arbeitet Goethe an einer Novelle, deren Gedankengang sich eng an den des „Märchens“ anschließt. Wieder durchbricht seine Kunst „das Reale“, wieder dichtet sie die Wirklichkeit zu einer höheren Wirklichkeit um. Ein Kind zähmt einen Löwen mit seinem Gesang; es ist die Unschuld, welche die Kraft bemeistert, die Sanftmut, welche den Unfrieden besiegt — zum Trotz aller menschlichen selbstgerechten Erfahrung:

Denn der Ewige herrscht auf Erden,
Über Meere herrscht sein Blick,
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe,
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wundertätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Es ist der Glaube als die stärkste Macht aufgefaßt: „Blankes Schwert erstarrt im Hiebe!“ Man erinnert sich an Goethes scherzende Worte einem Freunde gegenüber: „Wer ist denn noch heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet.“

Sein Lebenswerk endigt er mit den Zeilen:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis — — —

Aber hinter dem Vergänglichen, hinter dem „Gleichnis“ breitet sich der Himmel des Unvergänglichen aus. Und dort vollendet sich das Unvollendete, das die Begrenzung der Form zu sprengen suchte und dies doch nicht vermochte:

Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis,
Das Unbeschreibliche,
Hier ist's getan — —

Auch Goethes Unsterblichkeitsglaube ruht in seiner eigenen Religion. Wenn auch die Form wechselt, so geht doch der Stoff nicht zugrunde. Ebensowenig der Geist. Alle Individualität besteht nur durch den Zusammenhang mit Gott und ist unsterblich, so gewiß als das Göttliche darin unsterblich ist. „Kein Wesen kann zu nichts zerfallen! Das Ewige rührt sich fort in allen.“ Goethe glaubt, daß die Natur „verpflichtet“ ist,

ihm „eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag“. Goethe folgt seinem Faust bis in die neue Daseinsform.

Dort ist ein Erdenrest
Zu tragen peinlich,
Und wär' er von Asbest,
Er ist nicht reinlich.
Wenn starke Geisteskraft
Die Elemente
An sich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der innigen beiden,
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu scheiden.

Die neue Daseinsform ist (der Klarheit wegen) in dem Licht des katholischen Mysteriums gesehen. Maria läßt die Bußfertigen durch die Ewigkeiten steigen und wachsen. Die ewige Liebe heißt auch Maria:

Die du großen Sünderinnen
Deine Nähe nicht verweigerst
Und ein büßendes Gewinnen
In die Ewigkeiten steigerst — —

In Wirklichkeit ist es Goethes Glaube an eine Seelenwanderung, der hier zum Ausdrucke kommt. Fausts Leben ist ein Glied in einer Reihe von Daseinsformen. Diese verlieren sich in den geheimnisvollen „höheren Sphären“ unter dem „Retterblicke“.

Goethe verdankt der Bibel unendlich viel von seinem Denken und seiner Sprache. Er kann die Dogmen nicht buchstäblich nehmen; er weigert sich, an sie zu glauben, „wie sie stehen“. Christus gegenüber ist sein Verhalten „anbetende Ehrfurcht“, nicht Glaube an die Satzungen der Kirche über ihn. Aber die von ihm ausgesprochenen Satzungen sind für ihn die tiefste Weisheit des Lebens, das Endziel aller Entwicklung: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie er in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen“ (1832). Hier ist die Grenze; denn hier wird die irdische Begrenzung aufgehoben: „Blankes Schwert erstarrt im Hiebe, Glaub' und Hoffnung sind erfüllt. Wundertätig ist die Liebe ...“

In Wilhelm Meisters Wanderjahren (1829) spricht Goethe einmal über die Religion der Zukunft. Er sagt: „Sie wird Ehrfurcht in drei Richtungen sein, Ehrfurcht für das, was über uns ist, für das, was uns gleich

ist und für das, was unter uns steht." Im Christentum sieht er die Religionsform, welche das Schwerste lehrt, Ehrfurcht vor dem, was unter uns steht: Was gehörte dazu, Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen. Mit Recht kann Friedrich Lienhard sagen, daß „Christustendenz" auch in Goethe ist (nach einem Wort an Zelter). Wenige Verkündiger haben das Christentum tiefer aufgefaßt, als er es getan. Goethe erlöst die „Bajadere", erlöst den Faust.

Goethes Faust ist eine Dichtung über das Glück. Faust sucht es in der Wissenschaft, in der Schönheit der Natur, in der Freude des Spiels, im Jubel der Liebe. Er findet es nirgends. Soviel wußte der junge Goethe. Aber er wußte nichts weiter, und so blieb die Arbeit unvollendet durch Jahrzehnte liegen. Als gereifter Mann nahm er sie wieder auf und vollendete sie kurz vor seinem Tode. Faust findet endlich das Glück. Denn in allen Prüfungen des Lebens gibt er sich nicht verloren. „Die Sorge" kann wohl den Greis mit Blindheit schlagen, aber in seinem Innern „leuchtet helles Licht", das keine Macht auslöschen kann. Und zuletzt gewinnt er die Erkenntnis, die er sein ganzes Leben gesucht. Es geschieht durch „Irrtum", denn dadurch entsteht bei Faust alles Wachstum. Der Erblindete hört fleißige Spatenstiche, er glaubt, daß das große, von ihm geplante Werk im Gange ist; das Werk, Neuland zu finden, Heimstätten für die Menschen dem Meere abzugewinnen. Es ist ein Irrtum. In Wirklichkeit graben die fleißigen Spaten sein Grab. Aber Faust glaubt, daß der Spatenklang der Auftakt ist für „das Höchsterrungene", für die Arbeit, „vielen Millionen Räume zu eröffnen". Er sieht diese Millionen Menschen der Zukunft vor sich, eifrig bemüht, ihren Boden gegen das verschlingende Meer zu verteidigen, freudige, arbeitsfrohe Menschen. Und er selbst wird von Freude durchbebt. Diese ganze Zukunft ist ja sein Werk. Er findet endlich das Glück in der Tätigkeit, in der Arbeit für dieses Dasein unter dem Sehwinkel der Ewigkeit.

Und in dem Augenblick, da Faust von der richtigen Erkenntnis ergriffen wird, ist er des Guten würdig, das der Tod heißt. Er hat das Höchste erreicht, was das Erdenleben geben kann. Auf der Brücke der Intuition ist sein Gedanke durch Zonen der Zukunft geeilt und hat sich dort selbst wiedergefunden. So kann die Entwicklung seines Geistes weitergehen in der vollkommen geistigen Welt, in dem Geheimnisvollen, wo das verklärte Gretchen ihm begegnet, wo es wie Glocken über ihm klingt:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereignis;

Das Unbeschreibliche,
Hier ist's getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Gretchen führt ihn — das Ewig-Weibliche, das Prinzip der Liebe, der Mütterlichkeit, der Geburt und der Wiedergeburt.

Im Faust werden einmal geheimnisvoll die „Mütter" genannt, hohe Göttinnen außerhalb von Zeit und Raum, den Sterblichen unbekannt, Mephistopheles ein Greuel. „Die Mütter" sind das Symbol des schaffenden Lebens, des ewig Werdenden. Weil in erster Linie das Weibliche die Gebärerin alles neuen Lebens ist, ist es das „Ewig-Weibliche", durch das Faust in seine neue Daseinsform geführt wird, sind es die „Mütter", welche des Daseins ewige Metamorphose symbolisieren. Als Goethe (1830) Eckermann die Szene, wo Faust zu den Müttern geht, vorlas, „hüllte er sich in Geheimnisse, indem er mich mit großen Augen anblickte und mir die Worte wiederholte: Die Mütter, Mütter! — 's klingt so wunderlich!"

Das Christentum spricht von einer Geburt zum neuen Leben: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen." Die Geburt geht durch den Tod: man wird mit Christus gekreuzigt und aufersteht mit ihm.

Auch Goethe spricht von der göttlichen Tiefe des Leidens, welche im Kreuze verborgen liegt, auch er kennt eine Geburt durch den Tod, den reinigenden „Flammentod". Es gilt zu verstehen, daß diese Wiedergeburt die Erfüllung des Lebens ist. Goethe vertraut es den Wenigen an, den Eingeweihten:

Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet:
Das Lebendige will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet — —

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Goethe nennt einmal den 22. März, den Tag, an dem die Sonne ihre Frühlingsbahn betritt, einen heiligen Tag. Goethe starb am 22. März, an dem Tage, an dem die Sonne ihre Frühlingsbahn betritt.

Verlag von Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart

Friedrich Lienhard

Wege nach Weimar

6 Bände · Mit Bildnissen

Jeder Band gebunden in Pappe Mk. 30.–, in Halbleinen Mk. 34.–

Erster Band: Heinrich von Stein — Emerson

(Mit den Bildnissen von Stein, Gobineau, Emerson, Thoreau, Whitman)

Leitaufsätze: Was ist ästhetische Kultur? (Wesen und Ziel. Der innere Weg. Lebensverklärung). Vom literarischen Messias (Was ist Schönheit? Literatentum. Die Sprache der Symbolik. Poesie. Stil). Edelfrauen. Der Kern der Rassenfrage (Die Rasse großer Seelen. Ariertum oder Heldentum? Gobineau auf Djursholm). Moderne Vereinsamung.

Lebensbilder: Heinrich von Stein (Stein und Gobineau. Stein und Nietzsche. Steins Leben. Helden und Heilige). — Emerson (Emerson und Carlyle. Emersons häusliches Leben. Wohin führt uns Emerson? Emersons Gedankenwelt).

Proben: Aus Steins Werken: Winckelmann. Führende Gedanken. Der Fluch des Hannibal. Cromwells Tochter. Der große König. Aus Emersons Werken: Freundschaft. Heroismus. Plato. Aus Schillers Briefwechsel mit Körner (Wie Schiller und Körner Freunde wurden). Aus Platos Werken: Die Seele.

Aus dem Tagebuch: Ins Enge bringen. Kritik der Kritik? Das Verhältnis zu Gegnern. Mörikes Werke. Kühnemanns Schiller. Vom modernen Stil. Kronenbergs Kant. Selma Lagerlöf. Briefe. Weltflucht? Das Genie in uns. Walt Whitman. Thoreaus Montaigne usw.

Zweiter Band: Shakespeare — Homer

(Mit den Bildnissen von Shakespeare, Burns, Byron, Homer, Aschylos, Sophokles)

Leitaufsätze: Nordland (Die germanistische Bewegung. Vom deutschen Märchen. Wort- und Ton-Drama).

Lebensbilder: Shakespeare (Von Marlowe bis Byron. Die Dämonie der Renaissance. Falstaff. Shylock und Kaliban. Trauerspiel und Siegesspiel. Prospero). — Homer (Achill. Odysseus und die Freier. Frauengestalten der Odyssee).

Proben: Altenglische Balladen. Lieder von Rob. Burns (übersetzt vom Herausgeber). Aus der „Spanischen Tragödie" von Th. Kyd. Aus Hölderlins Hyperion. Hölderlins Lyrik. Hölderlins Empedokles. Durchblick nach Weimar (Goethebrief).

Dichterische Beiträge des Herausgebers: Tagebuch aus Florenz und Assisi.

Aus dem Tagebuch: Stratford am Avon. Nervosität und Heroismus. Bach. Shakespeares Flucht. Die Rassenfrage. Byron. Conrad und Schlegel-Tieck. Gobineau auf der Bühne. Singen und Tanzen. Ibsen. Vom griechischen Götterglauben. Sind die Götter tot? Klassisch und romantisch. Vom griechischen Trauerspiel. Jesus usw.

Dritter Band: Friedrich der Große

(Mit den Bildnissen von Friedrich dem Großen, der Tafelrunde in Sanssouci, Königin Luise, Kant, Juno Ludovisi, Klopstock, Lessing, Winckelmann)

Leitaufsätze: Klopstock und Rousseau. Gedanken über Kant. Rousseau und Kant (von H. v. Stein). Von Kant zu Schiller.

Lebensbild: Friedrich der Große (Wahrer Adel. Gespräche mit de Catt. Zwischen Kolin und Leuthen. Im Banne Voltaires. Der königliche Schriftsteller. Der Dichter und Satiriker).

Aus dem Tagebuch: Dichten ist Sehen? Steins gesammelte Aufsätze. Der Weg zum Selbst. Wartburgtrilogie. Wertherstimmung und Antike. Gold auf blauem Grunde. Literatur und preußischer Adel. Vom christlichen Idealismus. Lessing. Nathans Opalring. Chamberlains Kant. Winckelmann. Juno Ludovisi. Kant als Freund. Gralsburg usw.

Vierter Band: Herder — Jean Paul

(Mit den Bildnissen von Herder, Jean Paul, den Brüdern Grimm, Wilhelm Raabe, Novalis und der Wartburg)

Leitaufsätze: Vom Wesen der Poesie (Malerphantasie. Der Traum. Was heißt sehen lernen? Der Schmerz. Das Geheimnis. Sinnlichkeit und Liebe. Ideenpoesie). Das Harzer Bergtheater. Scheffels Wartburgroman. Ausdrucksmittel der Poesie (Claudius und Matthison. Vielfältigkeit der dichterischen Hilfsmittel. Wortmusik. Mörikes „Um Mitternacht". Dichterische Suggestion. Wechselspiel der Kräfte. Phantasiekunst? Naturalismus und Bayreuth. Jean Paul und Walt Whitmann. Der Zwitterzustand der Dekadenz. Adeln oder verzerren? Symbolisten. Idealzustand). Meister Wilhelm Raabe. Magischer Idealismus.

Lebensbilder: Herder (Elsaß, Weimar und Sanssouci. Herders Begegnung mit Goethe. Aus Herders Gedankenwelt. Von Herder bis Richard Wagner. Herder und die Klassiker). — Jean Paul (Von Herder zu Jean Paul. Schulmeisterlein Wuz. Hochflug).

Aus dem Tagebuch: Kreuz und Rose. Verhältnis zu Gegnern. Paul Gerhardt. Zwei elsässische Lyriker. Gobineau in Bayreuth. Die Darmstädter Empfindsamen. Von der Ballade. Anna Amalia. Erdolf Rübezahl. Ritterpoesie. Münchhausens Balladen. Gral und Nibelungenring. Laßt euch Zeit! Olympia und Golgatha. Jean Pauls letzte Tage. Rilkes Stundenbuch. Schaukals Lyrik. Keine Zeit usw.

Fünfter Band: Schiller

(Mit den Bildnissen von Schiller, Körner, Humboldt, Richard Wagner, Lotte Schiller, Karoline von Wolzogen, Charlotte von Kalb, dem Goethe-Schiller-Denkmal und Gobineaus Amadisbüste)

Leitaufsätze: Gobineaus Amadis und die Rassenfrage. Humboldts Bildungsideal. Von Kant zu Goethe. Gedanken über Richard Wagner.

Lebensbild: Schiller (I.—VI.).

Proben aus Büchern: Briefe von Frau von Kalb an Jean Paul. Aus dem Roman „Agnes von Lilien" von Karoline von Wolzogen. Schillers letzter Brief an Humboldt. Schiller an Goethe. Aus Schillers Briefwechsel.

Aus dem Tagebuch: Die Gobineau-Sammlung. Stein und Wolzogen. Schillers Leben von Max Diez. Drei Mängel. Durchbrochener Blankvers. Sealsfield. Zwischen Journalismus und Akademismus. Einfachheit. Sonnen-Energie. Wartburg und Gral. Schillers Gattin. Vom Gesindel. Nietzsches Werke. Schiller als Gottsucher. Dämon Auslese. Weimar aus der Vogelschau. Esoterik und Politik. Schillers Programm. Das Reinmenschliche. Selbsterziehung. Der Künstler. Schiller und Bürger. Vom Volkston. Die Xenien. Ankündigung der Horen. Idealist und Realist. Schiller als Mensch. Die Amadis-Aufsätze. Schillers Männlichkeit. Vom Tragischen. Gedanken zum Drama usw.

Sechster Band: Goethe

(Mit den Bildnissen von Goethe [Tischbein, Stieler, Schwerdtgeburth], Wieland, Herzogin Luise von Sachsen-Weimar, Großherzog Karl August, Charlotte von Stein)

Leitaufsätze: Geleitwort zum Schlußband. Elsaß und Thüringen. Herzogin Luise. Elementargeister. Walküren. Der klassische Gemütszustand.

Lebensbild: Goethe (Grundzüge. Der Naturforscher. Plastik und Politik. Der Dichter. Goethe und die Frauen. Gretchen und Beatrice).

Dichterische Proben: Bilder und Gedanken aus Goethes Werken. Goethes „Novelle". Wielands „Sommermärchen".

Aus dem Tagebuch: Ein ernstes Wort. In sich beruhigt. Eichendorff. Das Gleichnis. Cäsar Flaischlen. Karl Spitteler. Aus Island. Rückblick auf Humboldt. Karl August. Historische Miniaturen. Schönaich-Carolath. Rudolf Eucken. Karoline von Humboldt. Erlebnis und Dichtung. Goethe und die Musik. Amadis. Mignon und Euphorion. Ottilie. Das Übersinnliche. Indisches Gespräch. Christus. Schlußwort an die Leser.

Friedrich Lienhard

Oberlin. Roman. 104. Aufl. Pappband Mk. 41.50, Halbleinen Mk. 45.—, Ganzleinen Mk. 69.—, Halbleder Mk. 130.—

Der Spielmann. Roman. 75. Auflage. Pappband Mk. 23.—, Halbleinen Mk. 27.—, Halbleder Mk. 86.—.

Westmark. Roman aus dem gegenwärtigen Elsaß. 40. Auflage. Pappband Mk. 21.—, Halbleinen Mk. 26.—, Halbleder Mk. 74.—.

Thüringer Tagebuch. 71. Aufl. Pappband Mk. 21.—, Halbleinen Mk. 26.—, Ganzleinen Mk. 40.50, Halbleder Mk. 83.—

Vollständiges Verzeichnis von Lienhards Schriften in den Buchhandlungen oder von der Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Adelheid von Schorn

Zwei Menschenalter

Erinnerungen u. Briefe aus Weimar und Rom

Dritte Auflage. Gr. 8°. 422 Seiten
In Halbleinen gebunden 31 Mk.

Wieviel bedeutende Menschen, klangvolle Namen leben in diesen Erinnerungsblättern auf! Und wie vielen von ihnen ist das äußerlich bescheidene Heim der Erzählerin ein wärmendes Feuer gewesen! — Am 3. Dez. 1916 ist die 75jährige als letzte aus ihrem Freundeskreis und mit ihr ein letztes Stück des nachklassischen Weimar feinster Kulturüberlieferung dahingegangen. Lienhard hat der neuen Auflage der Erinnerungen seiner mütterlichen Freundin, der nahen Verwandten Heinrich v. Steins, Worte verehrungsvollen Gedenkens vorausgeschickt.

Karl Wizenmann

Fausts Heimkehr

Der Weg zum Leben

Dritte Auflage. Gr. 8°. 224 Seiten
Mk. 19.50, Pappband Mk. 25.—, Halbleinen Mk. 27.—

Wizenmann hat mit diesem bedeutenden und eigenartigen Buche einen ganz neuen Weg durch den Faust gezeigt. Er fand die Deutung des bisher unerklärbaren Hexeneinmaleins, indem er in der Symbolik, in den Schriften von Paracelsus und den Mystikern, die alle Goethe bekannt waren, nach dem Sinn des Pentagramms suchte ... Ich stehe nicht an, Wizenmanns Buch wegen seiner genialen Entdeckung und seiner klaren und tiefsinnigen Einführung in das Lebenswerk Goethes zu den bedeutendsten literarischen Erzeugnissen unserer Zeit zu zählen. Der Zwiespruch

Karl Wizenmann

Menschenerkenntnis

Die Grundlagen zur Erkenntnis der menschlichen Eigenart

Mit 14 Bildnissen. Gr. 8°. 75 Seiten
Steif geheftet Mk. 10.—, Halbleinen gebunden Mk. 16.—

Mit Wizenmanns Buch wird die erste unmittelbar zweckdienliche Anleitung zur Erkennung der menschlichen Eigenart gegeben. Es ist zugleich eine notwendige Ergänzung jedes seelenkundlichen Lehrbuches, ein wesentlicher Beitrag zum Arbeitsschulgedanken, die Durchführung des Arbeitsunterrichts in der Seelenkunde (Psychologie). Wertvoll für die Allgemeinheit, die es zur Selbstbeobachtung und -beurteilung anzuleiten vermag, wird sich die Schrift besonders in der Hand des Erziehers, Berufsberaters, Arztes, Richters, Geistlichen als überaus nützlich erweisen.

PT
2054
P3

Paasche, Fredrik
Goethe

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 05 23 03 014 6